

Kultur- und Baudenkmäler im Kanton Glarus

Eine Einführung

Wohnbauten des Mittelalters bis zur Reformation.....	3	Bürgerliche Kuben.....	25
Besiedlungsgeschichte des Glarnerlandes	3	Wohnen in der Reihe.....	26
Sozialgeschichte der Glarner Wohnbauten.....	4	Reform & Heimat.....	27
Burgen und steinerne Häuser	4	Villen mit Stil.....	28
Block- und Ständerbau.....	6	Die Wohnbauten des 20. Jahrhunderts.....	29
Äussere konstruktive Merkmale.....	7	Wohnsiedlungen	29
Raumaufteilung und Zierelemente.....	9	Ferienhäuser	30
Wohnbauten des 16./17. Jahrhunderts	11	Wohnhäuser.....	31
Erbe des Mittelalters.....	11	Tradition und High-Tech in der Konstruktion.....	34
Typologische Differenzierung im 17. Jahrhundert.....	13	Öffentliche Bauten und Infrastruktur.....	35
Konstruktive und dekorative Merkmale	14	Kantonale Verwaltung	35
Wohnbauten 1700 bis 1830	16	Kommunale Bauten.....	36
Bausubstanz und Ortsbildschutz	16	Öffentliche Dienstleistungen.....	36
Stiller Wandel und Zäsuren um 1700/1830?.....	17	Gesundheits- und Fürsorgeeinrichtungen.....	37
Doppelwohnhäuser und Zeilenbau	18	Bundesbauten	38
Hölzerne Bauernhäuser, steinerne Bürgerbauten?.....	20	Brunnen	39
Massstäbe der Architektur.....	20	Verkehrsinfrastruktur	40
Gestaltung der Wohnumgebung.....	22	Bildungs- und Kulturbauten	42
Elemente der Identifikation	22	Freizeitbauten	46
Wahrnehmung und Bedeutung.....	24	Museen	46
Wohnbauten 1830 bis 1890	25	Gewerbe- und Industriebauten im Glarnerland.....	47
		Nutzbauten in der Siedlungslandschaft	47
		Die Nutzung natürlicher Ressourcen im Glarnerland	49

Frühe Fabriken der Textilindustrie	52	Konstruktion der Obergeschosse	75
Die Blüte des Fabrikbaus	53	Blockzangen	76
Verwaltungsgebäude	54	Dachkonstruktionen	77
Hänggittürme der Färbereien und Druckereien	55	Lauben	78
Hochkamine	57	Herregaden und Stübli	78
Energieversorgung	57	Fabrikgüter und Fabrikställe	79
Industrieabhängiger Wohnbau	59	Allmendgäden	79
Fabrikantenvillen	59	Geissgäden	80
Zeilenbauten	60	Schweinställe	80
Bauten für Freizeit und Wohlfahrt	63	Stiggelschopf	81
Industriebrachen	63	Wildheuerhüttli	81
Landwirtschaftliche Nutzbauten im Glarnerland	64	Sennhütten	82
Nutzbauten in der Siedlungslandschaft	64	Wasserreservoir	82
“Gadenlandschaften“	66	Erdspeicher	83
Elm, Steinibach, Gemeinde Glarus Süd	67	Zigerspeicher	83
Hätzingen-Diesbach, Gemeinde Glarus Süd	68	Milch- und Käsespeicher	84
Thon/Schwändi, Gemeinde Glarus Süd	69	Öffentliche Speicherbauten	84
Ennetbüels, Schlatt, Gemeinde Glarus	70	Bibliographie	85
Obstalden, Hüttenberge, Gemeinde Glarus Nord	71		
Konstruktive Merkmale	72		
Orientierung und Ausrichtung	72		
Raumordnung	73		
Konstruktion des Erdgeschosses	74		

Wohnbauten des Mittelalters bis zur Reformation



Abb. 1: Schwanden, Thon, Turähus. Der mittelalterliche Bau wurde im 1561 in einen repräsentativen Blockbau integriert. Gemauerter Kern, ev. um 1300. Mittelalterliche Kernbauten verstecken sich oft hinter unscheinbaren, später veränderten Fassaden oder wurden mit weiteren Bauteilen später gemeinsam überdacht.

Besiedlungsgeschichte des Glarnerlandes

Das Glarnerland liess nicht viel Raum für Siedlungen. Die mäandrierende Linth, zahlreiche Bergbäche mit mächtigen Schuttkegeln im Talgrund und steile bewaldete Abhänge bildeten ein siedlungsfreundliches Umfeld. Gleichwohl wurden die Ressourcen im Glarnerland seit der Mittelsteinzeit genutzt: Steine wurden gesammelt, abgebaut und oberhalb der Waldgrenze wurde gejagt. Eine Besiedlung der Bergzonen und sonnigen Terrassen beispielsweise auf Kerenzen ist seit der

Bronzezeit zu erwarten. In römischer Zeit zeugen Brücken und Schatzfunde von einer Bevölkerung im Tal. Die frühmittelalterliche Kirche auf dem Burghügel von Glarus wurde sicher von lokaler Bevölkerung, eventuell unter einem kundigen auswärtigen Baumeister errichtet. Die Funde der Alpwüstung Elm-Ämpächli weisen auf eine Nutzung schon vor dem Jahr 1000 hin.

Trotz all dieser klaren Indizien konnten bisher im Glarnerland keine Siedlungen vor 1250 lokalisiert werden. Die archäologischen Erkenntnisse basieren auf punktuellen Altfinden und kaum auf systematischen Grabungen. Befunde zur frühen Besiedlungsgeschichte fehlen daher völlig und müssen aufgrund von Vergleichen mit den benachbarten Regionen abgeleitet werden. Das bedeutet nicht, dass diese Nachweise nicht erbracht werden können: Grabungen von Vorgängerbauten frühneuzeitlicher Wohnhäuser oder Flächenuntersuchungen der Kernzonen würden zweifellos entsprechende Befunde zu Tage bringen.

Die Bausubstanz der Wohnbauten im Kanton Glarus geht nicht vor das späte Mittelalter zurück. In dieser Zeit mehren sich auch die schriftlichen Quellen zur politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Talgemeinschaft. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen spiegeln sich in vielfacher Weise in den Wohnbauten. Die Wohnformen ändern sich im Laufe der Zeit, während die Grundbedürfnisse dieselben bleiben: schlafen, kochen, essen, lagern und arbeiten. Auf diese Bedürfnisse war auch der mittelalterliche Wohnbau unabhängig der sozialen Stellung der Bewohner ausgerichtet. Das mittelalterliche Glarnervolk setzte sich fast ausschliesslich aus Bauern zusammen. Entsprechend finden sich hier bäuerlich geprägte Gesellschaftsstrukturen, welche wiederum die Art und Weise der Bodennutzung und der Besiedlung direkt beeinflussten und deren Auswirkungen in der Kulturlandschaft bis heute sichtbar geblieben

sind. Die landwirtschaftlichen Nutzbauten sind im Glarnerland meistens räumlich von den Wohnbauten getrennt, es entwickelten sich kaum bedeutende Hofsituationen. Gewerbe wurde soweit als möglich ins Haus integriert. Zusammen mit dem knappen Platzangebot für Siedlungen im Tal entwickelten sich bereits im Mittelalter aus Einzelhöfen Weiler, später Dörfer, deren Zentren zunehmend verdichtet wurden. Solche spätmittelalterlichen Dorfstrukturen finden sich beispielsweise in Mollis, Näfels, Ennenda oder Schwanden. Trotz der frühneuzeitlichen Überformung der Bausubstanz dürften hier nach Untersuchungen noch zahlreiche spätmittelalterliche Wohnbauten identifiziert werden.

Sozialgeschichte der Glarner Wohnbauten

Die ältesten Spuren von Wohnbauten im Glarnerland gehen auf das hohe Mittelalter zurück. Dabei handelt es sich ausschliesslich um Wohnungen der lokalen Führungsschichten. Die Wohnhäuser ärmerer Bevölkerungsschichten wurden ersetzt und wiederverwendet, abgetragen bzw. stattdessen wieder aufgerichtet. Nicht so die Bauten der sogenannten Funktionseliten: wenn die Mitglieder der führenden Schichten ein neues Haus bezogen, so wurde das alte nicht beseitigt; es war meist gross genug, um weiter genutzt werden zu können. Zahlreiche dieser Bauten wurden verkauft, in mehrere Wohnungen aufgeteilt und weiter bewohnt; oft von sozial niedrigeren Schichten. Diese wiederum hatten nicht die Mittel, die Häuser neu zu errichten, bzw. zu verändern. So haben sich einige mittelalterliche Wohnbauten im Glarnerland erhalten.

Burgen und steinerne Häuser

Noch bis vor kurzem wurden beinahe alle mittelalterlichen Wohnbauten wegen ihren teilweise beachtlichen Mauerstärken von bis zu

150cm als „Turm“, „festes Haus“ oder sogar Burg angesprochen. Neue Erkenntnisse zeigen, dass die erhaltenen mittelalterlichen Häuser diese Mauern aus statischen, feuertechnischen und repräsentativen Gründen aufweisen und nicht primär wegen ihres defensiven Charakters.



Abb. 2: Netstal, Unterer Büel während der Näfelser Fahrt.

Ist der Hügel eine mittelalterliche Burgstelle (für eine Motte) oder nicht? Meyer 1974 und Kamm 2010 schliessen dies nicht aus.

Foto: Heinrich Speich 2011.

Eigentliche Wehranlagen gab es im Glarnerland nur wenige. Dazu zählen sicher die Burgen mit immer noch aufgehendem Mauerwerk: in Niederurnen das Schlössli, die Vorburg bei Oberurnen, die Ruine Sola in Mitlödi/Sool und Burg Benzigen bei Schwanden. Unterhalb dieser doch bedeutenden Wehranlagen gab es zahlreiche „feste Häuser“, die sich ebenfalls durch eine Verbindung von massivem Wohnbau mit Landwirtschaft auszeichneten, die aber nicht als solche erhalten geblieben sind. Die Assoziation von Burg und Adel ist für das Glarnerland nicht zwingend. Sofern Burgen bestanden, konnten diese auch von nicht-adeligen Amtsträgern bewohnt und genutzt worden sein. Eine moderne Definition von Burg stellt daher auch ihre wirtschaftliche Funktion als Zentrum eines gehobenen landwirtschaft-

lichen Betriebes ins Zentrum. Umgekehrt wohnte die Oberschicht in unserer Gegend lieber in heizbaren Holzhäusern als in zugigen Gemäuern, deren einziger Vorzug das prestigeträchtige und beständigere Baumaterial war (Bsp. Rüti, Spielhof). Erst mit der Möglichkeit, Steinbauten seit dem späten Mittelalter durch Speicheröfen und kostspielige Butzenscheiben ganzjährig warm zu halten, setzte sich eine soziale Distinktion des Baumaterials durch.



Abb. 3: Oberurnen,
Rüfstrasse

Der Kernbau des Wohnhauses in Ständer-Bohlen-Technik stammt aus dem Jahr 1410.

Foto: Heinrich Speich
2008.

Gemauerte Sockel waren auch bei Holzhäusern die Regel. Allein diese waren Immobilien, die hölzernen Aufbauten konnten abgebaut und wieder aufgebaut oder zumindest weiterverwendet werden. Aber auch weitere Teile des Hauses konnten aus Stein gemauert sein, ohne dass es sich dabei um eine Burg handeln musste: das Feuerhaus, in dem sich die Küche befand, wurde beispielsweise oft bis ins Kniegeschoss unter der Dachschräge massiv aufgemauert.

Oberhalb der Waldgrenze bilden steinerne Gebäude die Regel. Die saisonal bewohnten Alpsiedlungen des Mittelalters waren aus Lesesteinen aufgeschichtet und fügten sich noch stärker in die alpine Topographie ein als Talsiedlungen.



Abb. 4: Braunwald,
Wüstung Bergeten.

Saisonale Alpsiedlung (14./15. Jh.) und Rekonstruktion (Meyer 1973). Foto: Heinrich Speich
2008.

Block- und Ständerbau

*Abb. 5: Schwanden,
Im Thon 12.*

Das Haus wurde kurz nach 1483 erstellt und ist der bislang älteste datierte Blockbau des Kantons Glarus.

Markante Veränderungen erfolgten im 17. Jahrhundert.

Seit dem Neolithikum existieren in Mitteleuropa unterschiedliche Holzbautechniken nebeneinander. Für den nördlichen Voralpenraum konnte belegt werden, dass bis ins hohe Mittelalter hinein das Grubenhaus eine weit verbreitete Bauform war. Diese Konstruktionsweise wurde hauptsächlich für Arbeits- und Speicherbauten verwendet. Dazu wurden die Räume der Einraumhäuser 70-100 cm in den Boden eingetieft, um die Wandflächen bis auf Kniehöhe einzusparen. Davon wurden bisher auf Kantonsgebiet keine Reste gefunden, obwohl sie aufgrund der frühen Kirchenbauten vorhanden sein müssten. Archäologische Untersuchungen der Kernzonen, in welchen solche Bauten wohl standen, haben im Kanton Glarus auch noch nicht stattgefunden. Der ebenfalls weit verbreitete Typ der Pfostenbauten sitzt auf einem Schwellriegel oder einer kniehohen Schwellmauer auf.

Erst seit dem hohen Mittelalter sind Ständerbauten verbreitet, die auf einem eigentlichen Fundament oder gar einem aufgehenden Mauer-

werk aufpassen. Die stehende tragende Holzkonstruktion wird bei Pfosten-, Ständer- und Riegelbauten mit Füllmaterial ausgefacht. Als Wandfüllung werden Streben mit einem Geflecht und Kalkverputz (Fachwerk) oder horizontale Holzbohlen (Ständer-Bohlen) verwendet.

Die andere Bauart, welche insbesondere im Voralpenraum und bei kleineren Bauten Verwendung fand, war der Block- oder Strickbau. Dabei werden Balken über Eck ineinandergefügt und bilden dadurch tragende Wände. Aus dem Talkessel von Schwyz sind mittlerweile zahlreiche Blockbauten des 13. und 14. Jahrhunderts überliefert. Für den Kanton Glarus stehen solch frühe Funde noch aus – ausgeschlossen sind sie aber keineswegs.



Abb. 6: Elm, Ulrich-Elmer-Haus. Ständerbohlenbau mit Mittelquergang, datiert 1427.

Die Rillengurte unter den Fenstern des Obergeschosses wurden bei der Restaurierung ergänzt.

Für das 15. Jahrhundert sind mehrere datierte Holzbauten überliefert. Interessanterweise sind dies bei uns im Gegensatz zu Schwyz meist nicht Block- sondern eben Ständerbohlenbauten. Gerade für Bauten der Oberschicht scheint diese Konstruktionsweise verbreitet gewesen zu sein. Beispiele dafür finden sich zwischen Oberurnen und Elm in

fast jedem Dorf. Wohnhäuser unterer Schichten finden sich auf der Talstufe kaum mehr. Reste kleinerer Häuser sind aber auf der Bergstufe erhalten, wo sie bis ins 19. Jahrhundert hinein den mittelalterlichen Bauformen und Raumverhältnissen folgten.

Überhaupt sollte der Wohnbau stärker von den wirtschaftshistorischen Aspekten her betrachtet werden: der zunehmend repräsentative Charakter, die Nähe zur stufenübergreifenden Grossviehhaltung und die Genese der Dörfer in der Talzone.



Abb. 7: Engi, Gufel, Haus Spicherberg.

Kleines Wohnhaus der Bergzone, 16.-18. Jahrhundert.

Dieser Haustyp ist für das späte Mittelalter auch in den Hanglagen des Tales zu erwarten: je ein- bis zwei Räume breit und tief, nur selten mit zwei Wohngeschossen.

Die ältesten datierten Häuser im Kanton Glarus stammen aus dem 15. Jahrhundert. Gleichwohl darf von einer regen Bautätigkeit im späten Mittelalter ausgegangen werden. Das legen die Klimadaten und die (langsam) steigenden Bevölkerungszahlen nahe. Die über die Hangzonen verstreuten Streusiedlungen wurden zu Weilern verdichtet, welche später politisch zu den heutigen Dörfern zusammenwuchsen.

Äussere konstruktive Merkmale

Die **Ausrichtung** der Gebäude hängt vom Standort ab. In der Hangzone sind die Bauten meist giebelständig zum Hang orientiert. Daraus resultieren im Glarnerland sonnenbeschienene Südfassaden mit entsprechenden traufseitigen Eingängen, die meist unter weiten Dachvorsprüngen liegen. Giebelseitig sind die mittelalterlichen Dachüberstände verhältnismässig kurz.

Die ursprünglichen **Dachneigungen** mittelalterlicher Bauten im Glarnerland sind nur teilweise eruierbar, da sich kaum Dachflächen erhalten haben. Die noch erhaltenen Giebel der Zeit weisen eine flache Neigung von 26-30° auf (Vierteldach oder sogenanntes „Tätschdach“), um eine Bedeckung mit Legschindeln und steinbeschwerten Deckbrettern zu ermöglichen¹. Eine Eindeckung mit Schieferplatten ist stets nachmittelalterlich. Wetterseitig verfügten die meisten Gebäude wegen des kleinen Dachvorsprunges über eine vertikale Bretterschalung oder eine Verschindelung, eventuell über eine Vormauerung.

¹ Hösli 1983, S. 57.



Abb. 8: Linthal, Dorf. Blockbau, 15. Jh.

Einzelvorstösse (links der Türe), fassadensichtige Bodenbohlen und die senkrechten Fensterstiele sind in Kombination untrüglige Zeichen mittelalterlicher Bauweise beim Kantholzblock.

Die giebelseitige **Fassadenansicht** ist wegen späterer Fensterausbrüche nur selten erhalten. Ein signifikantes Merkmal spätmittelalterlicher Bauten sind allerdings fassadensichtige Bodenbohlen. Ab ca. 1500 wurden nur noch Schwellbalken bzw. Deckenblockkränze verwendet, bei denen nur der Schlitz des Keilladens sichtbar blieb. Ein weiteres Merkmal sind Einzelvorstösse, welche Binnenwände fassadensichtig abschliessen. In der frühen Neuzeit verwendete man stattdessen lieber durchziehende Binnenwandvorstösse, teilweise konstruierte man sogar Stummelwände, um nach aussen den Anschein einer Binnenwand zu erwecken.



Abb. 9: Braunwald, Giseneggli (Bergzone).

Blockbau mit erneueter Schindelbedeckung, 17. Jh.

Man beachte die nach aussen durchstossende Dachlatung.

Die **Fenster- und Türöffnungen** sind klein gehalten, nur wenige haben sich überhaupt aus der Zeit erhalten. Da Fenster und Eingänge oft nur vergrössert, aber nur selten wieder verschlossen wurden, lassen sich die ursprünglichen Ausmasse und Zugänge zu den Wohnräumen nur lückenhaft anhand von Glarner Beispielen bestimmen. Die kleinen Fensteröffnungen waren oft von senkrechten Stielen eingerahmt, welche den Vergrösserungen zuerst zum Opfer fielen. Auch die Türöffnungen der Wände wurden mit breiten senkrechten Mantelständern gestützt. Durchgehende Schwellen dienten im Blockbau der Stabilität und Wärmeschottung zwischen den Räumen.

Aus der Bautradition der **Walser** sind im Glarnerland kaum Elemente zu finden. Eine Ausnahme stellt das Stegguthaus in Matt dar. Hier wird der First mit einem senkrechten, fassadensichtigen Dachfirstständer gestützt und mit Blockwerk ausgefacht; solche Bauten werden im Oberwallis wegen ihres Alters als *Heidehüser* bezeichnet².

² Ruppen 1979, S. 119, 167, 244.



Abb. 10: Matt, Stegguethus, (15. Jh.)

Der mächtige Dachfirstständer verweist auf die im Sernftal möglicherweise angewendete Baukunst der Walser im Spätmittelalter.

Raumaufteilung und Zierelemente

Dass weitere mittelalterliche **Baubestandteile** noch in den Glarner Häusern verborgen sind, zeigt ein Beispiel aus Mollis. Hier wurden in einem Neubau des späten 18. Jahrhunderts Bohlen von beachtlichen Ausmassen wieder verwendet. Der ursprüngliche Raum muss einem stattlichen Haus in Ständerbauweise entstammen, in welchem eine offene Rauchküche die Bohlen über lange Zeit mit einer Pechschicht belegen konnte. Die pechige schwarze Oberfläche hatte eine höhere Feuerresistenz und wurde deshalb nicht gesäubert.



Abb. 11: Mollis, Niederwilerstrasse 7, (abgebrochen).

Zweitverwendete Bohlenwand aus Raum mit offenem Feuer und entsprechender Verpechung. Das Baumaterial wurde zur Wiederverwendung neu zugehauen und in neue Mantelständer eingepasst.

Spätmittelalterliche **Zierformen** sind aus mehreren Bauten überliefert. Der Ständerbohlenbau im Eichen Glarus von 1459 besitzt eine zeitgenössische Balkendecke mit gekehltm gotischem Fries. Die damals herrschaftliche Stube hat die Jahrhunderte stets sichtbar überdauert.



Abb. 12: Glarus, im Eichen 18/20.

Balkendecke, nach 1459.

Foto: Heinz Pantli 2000.

In Schwanden wurden auf einer Wand der Mitte des 15. Jahrhunderts um 1534/38 Wandmalereien angebracht; weitere Beispiele in Schwanden sind bekannt. Das spätmittelalterliche Dekor wurde vielerorts mit Übermalung, Tapeten, Isolationsschichten, Täfer etc. überdeckt. Bei Eingriffen in die entsprechende Bausubstanz kann durch eine jeweilige Beprobung der Wände bedeutender Kulturgutverlust verhindert werden.

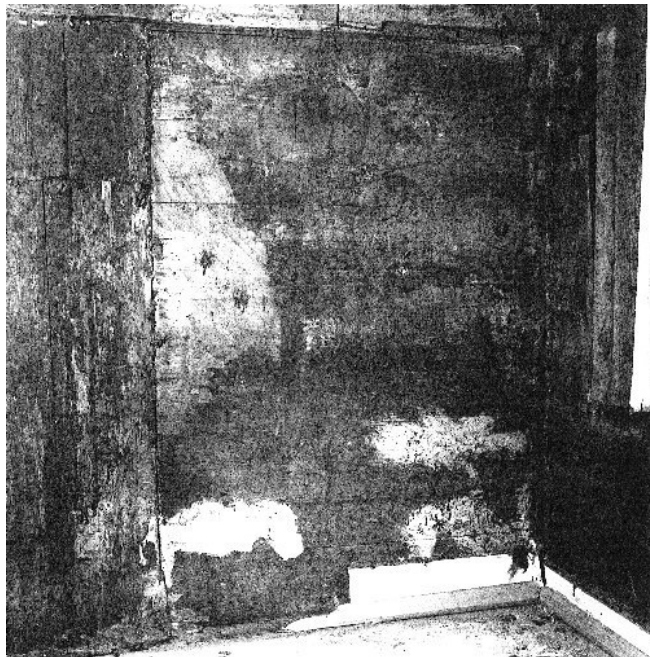


Abb. 13: Schwanden, Kreuzplatz, Haus Schmid von 1453, heute im „Rysläuferhaus“.

*Abbildung der Male-
reien auf Bohlenwand
in Fundlage 1993, vor
Ausbau und Restau-
rierung.*

*Foto: Heinz Pantli
1993.*

Gurtfriese in Kehltechnik, sogenannte Rillengurte, sind bei spätmittelalterlichen Bauten häufig. Sie wurden allerdings bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts in wechselnder Kombination mit anderen Motiven verwendet und können nur bedingt zur Datierung eines Hauses beitragen.



*Abb. 14: Matt, Auen
9. Rillengurt, 16. Jh.*

Wohnbauten des 16./17. Jahrhunderts



Abb. 15: Linthal, Hauptstrasse. Städtisches Mittelquerganghaus des 17. Jh. mit drei Längs- und Querzonen. Der typologische Reichtum des Blockbaus wurde im Glarnerland später nicht mehr erreicht.

Erbe des Mittelalters

1505-1516 war Huldrych Zwingli Leutpriester von Glarus. Seine Kritik fand über Zürich Eingang in Glarus, die Reformation wurde 1525-29 eingeführt. 1532 wurden im sog. 1. Landesvertrag die Rechte der katholischen Minderheit festgelegt. Nach akuten Konflikten regelten weitere Landesverträge 1564, 1623 und 1683 das Zusammenleben mit einer (administrativen, nicht territorialen) konfessionellen Landesteilung. Damit wurde die Glarner Gesellschaft in zwei Lager gespal-

ten, deren Unterschiede sich in Konfession, Lebensart, politischer Ausrichtung und Baukunst zeigten.

Für das 16. Jahrhundert sind die baulichen Unterschiede aber noch nicht auf die politisch-konfessionellen Interessen der Bauherren zurück zu führen, sondern auf die unterschiedliche wirtschaftliche Ausrichtung der Eliten, deren Bauten mehrheitlich erhalten sind. Im reformierten Hinterland blieben Viehzucht und -export zentral. Die bürgerliche Oberschicht baute wie im 15. Jahrhundert hauptsächlich Ständerbohlenbauten und grosszügige Blockbauten auf massiven Sockelgeschossen und mit massivem Feuerhaus. Teilweise wurden bestehende steinerne Bauten ergänzt.



Abb. 16: Mollis, Grosshaus Beglingen.

Nach einem Brand 1596 zwischen 1603 und 1606 von Rudolf Weber neu errichtet.

Diese „Grosshäuser“ besitzen meist eine dreizonige Giebelfront und eine dreizonige Trauffassade und markieren damit mit ihrer Grösse den Anspruch der Erbauer. Diese Prestigebauten besitzen drei bis vier Geschosse unterhalb der Traufkante; damit übertreffen sie in den Volumina teilweise die Bauten städtischer Oberschichten. Bezüglich der Ausstattung weisen die Häuser der funktionalen Eliten ein bis drei Prunkzimmer im Wohngeschoss auf, teilweise auch repräsentative

Säle und gewölbte Kellergeschosse. Als Baumaterial diente beinahe ausschliesslich Tannenholz.



Abb. 17: Elm, Grosshaus, um 1550, nach 1600 aufgestockt und mit Klebdächern ergänzt.

Repräsentativer dreizoniger Blockbau der als Grossbauern, Händler und Magistraten einflussreichen Familie Elmer. Massives Erdgeschoss und Feuerhaus, zwei Prunkstuben.

In Schwanden, Glarus und im katholischen Unterland bevorzugten Bauherren der Oberschicht zunehmend Massivbauten, wie sie zeitgleich in den Städten entstanden. Der am besten untersuchte Steinbau des 16. Jahrhunderts in Schwanden ist das „Hoschethaus“ des Baumeisters Peter Sunnentag von 1545. Es nimmt das „normale“ Blockformat von jeweils ca. 10,5 m Seitenlänge im Quadrat auf, welches auch zahlreiche steinerne Bauten im Unterland aufweisen.



Abb. 18: Näfels, Dorfstrasse, 1585.

Repräsentativer Massivbau in städtischer Prägung.

In Näfels entstanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zahlreiche Massivbauten, welche zu Zeilen kombiniert wurden und damit der Siedlung ein städtisches Gepräge gaben. Prunkzimmer und Wandmalereien belegen den Anspruch der Oberschichten.

Auch ausserhalb der politisch dominierenden Familien entstanden im ganzen Glarnerland im 16. Jahrhundert zahlreiche stattliche Bauten. Die meisten davon haben sich im reformierten Süden erhalten. Sie sind zwei bis dreizonig und verfügen ebenfalls über ein gemauertes Sockelgeschoss und ein Feuerhaus, wurden daher früher oft für älter gehalten und als Wohntürme angesprochen. Teilweise sind diese Bauten traufständig und als Mittelquerganghaus gestaltet, mit dem Eingang nach Süden.

Abb.4:



Abb. 19: Haslen,
Jennyhaus, 16. Jh.

Mittelquerganghaus mit weitem Dachüberstand südseitig, hohen Pfettenkonsolen und durchbrochenen westseitigen Stössen. Als Eingang einseitiges Brüggli auf der Südseite.

Typologische Differenzierung im 17. Jahrhundert

Die konstruktiven Details im Wohnbau wurden an den Möglichkeiten des wichtigsten Baumaterials Tannenholz ausgerichtet und perfektioniert. Auch die Ausmasse der steinernen Bauten fügten sich in ihrer Volumetrie mehrheitlich in dieses Schema. So entstanden die „typischen“ Häuser der Region, die giebelständigen Einzel- und Doppelwohnhäuser sowie die Mittelquerganghäuser. Diese drei Hauptformen wurden bis zum Übergang hin zur Verwendung industriell genormten Baumaterials im 19. Jahrhundert weiter entwickelt. Über die gängigen Thesen der Hausforschung hinaus reihen sich damit die Glarner Bauten gleichrangig in die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bauformen der östlichen Voralpen ein.³ Wenn Glarner Beispiele in der Forschung nur selten berücksichtigt werden, ist dies den spärlichen Bauuntersuchungen geschuldet, welche in Nachbarkantonen spektakulärere Resultate liefern konnte. Der Glarner Hausbau des 16./17. Jahrhunderts steht in seiner Bedeutung nicht hinter den

³ Vgl. Weiss 1959, S. 19-34; Hösli 1983, 169-171.

spätmittelalterlichen Bauten des Schwyzer Beckens und den Industriebauten des Kantons Glarus zurück.

Die Siedlungslandschaft des Glarnerlandes wurde massgeblich in dieser Zeit geprägt. Davon zeugen Siedlungsformen, Raumgliederung und Haustypen, welche von den sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnissen dieser Epoche zeugen. Die räumliche Trennung von Siedlungs- und Landwirtschaftszone, die soziale Differenzierung der Bautypen (Massivbauten, Volumina, Raumeinteilung, Malereien, etc.) und die Konzentration auf zonenübergreifende Viehwirtschaft mit lokal differenzierten ergänzenden Einkommensmöglichkeiten sind bis heute ablesbar und machen den Wert der Glarner Ortskerne aus.



Abb. 20: Ennenda,
Oberdorf. Zeile des
16./17. Jh.

Verdichtetes Bauen in
der frühen Neuzeit.

Die mittelalterliche Gliederung in Tagwen verfestigte sich vielerorts in den gemeindlichen Strukturen. Die Siedlungsform „Dorf“ setzte sich gegenüber den Streu- und Weilersiedlungen in der Talzone nachhal-

tig durch. Gleichwohl entwickelte sich das Dorf Glarus nicht zu einer eigentlichen Hauptstadt. Dafür fehlte die institutionelle Grundlage.

Ein eigentliches Problem der Hausforschung des 16./17. Jahrhunderts für das Glarnerland sind fehlende Datierungen der Häuser und ihrer Teile. Für die Bauten der Eliten sind Jahreszahlen auf Türbögen und Firstpfetten oft vorhanden. Diese als auch schriftliche Quellen sind für sparsamer erstellte Kleinhäuser kaum erhalten. Damit ergibt sich die Schwierigkeit, grosse Bauten rasch absolut als auch typologisch datieren zu können, kleinere aber nicht. Es ist daher schwieriger, die kleineren Bautypen einzuordnen, zumal sich Bauformen und Stilelemente zwischen 1500 und 1800 nur teilweise entwickelten. Insbesondere eine Abgrenzung der Kleinbauten zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert ist oft nicht möglich und „1650-1750“ erscheint in Zweifelsfällen als einzige Datierungsmöglichkeit.

Die oftmals als typisch angesehenen, sogenannten „gestrickten“ Doppelwohnhäuser bilden vor 1700 die Ausnahme, später eher den Normalfall. Zahlreiche, ursprünglich grosse Einzelbauten wurden im 18. bis 20. Jahrhundert sekundär unterteilt.



Abb. 21: Nidfurn, Blumerhaus III von 1687.

Stattliches Doppelhaus mit vier Vollgeschossen auf firstgeteilten achsensymmetrischem Grundriss.

Konstruktive und dekorative Merkmale

Das 16. und 17. Jahrhundert ist die Blütezeit des Glarner Holzbaus. Aus den spätmittelalterlichen Traditionen heraus entwickeln sich regionale Formen und damit ein später nicht mehr erreichter typologischer Reichtum im Blockbau. Im 18. Jahrhundert verschwindet das Mittelquerganghaus und das Doppelhaus bestimmt in Form und Ausmassen die Hauslandschaft bis etwa um 1830.

Als typische Elemente für den Hausbau des 16. und 17. Jahrhunderts dürfen die grossen Volumina gelten, welche im 18. Jahrhundert gerade im Blockbau nicht übertroffen werden. Die Fensterauschnitte werden im 17. Jahrhundert sichtbar grosszügiger. Leider ist eine ursprüngliche Fensteranordnung nur noch selten erhalten.

Abb.7



Abb. 22: Engi, Städtli, spätes 16. oder 1. Hälfte 17. Jh.

Die Lage, Anzahl und Grösse der Fenster hat sich hier kaum verändert.

Die Friese, welche die Fassaden zieren, sind allein auch keine datierenden Elemente. Die zulaufenden Rillengurte, welche schon an Trauffassaden von Ständerbohlenbauten des 15. Jahrhunderts sichtbar sind, ziehen im 16. und 17. Jahrhundert durch. Dazu werden im 17. Jahrhundert vermehrt Würzelfriese und Rautenfriese in mehreren Reihen und in Kombination verwendet und überformen teilweise ältere Gurtfriese.



Abb. 23: Mitlödi, Geiss-gasse, 17. Jh.

Durchziehendes Rillenfries kurz vor dem Verschwinden unter einer Aussen-Isolierung. Fassadendekor verlangt bei energetischen Gebäudesanierungen nach besonderer Sorgfalt.

Während im 16. Jahrhundert die Dachüberstände meist vergleichsweise bescheiden sind, können sie im 17. Jahrhundert trauf- und giebelseitig bis zu zwei Metern betragen. Im 16. und 17. Jahrhundert bleibt das schwach geneigte Pfettendach (Tätschdach) mit unter 30°-Neigung die Regel. Im Glarner Unterland, bei reformierten als auch katholischen Auftraggebern, verfügen massive Grossbauten des 17. Jahrhunderts bereits mehrheitlich über Steildächer mit bis zu 50°-Neigung und Lukarnen (z.B. in Näfels, Haus zur Beuge, Freulerpalast etc.).



Abb. 24: Schwanden, Plattenau, 1680.

Dachüberstand der westseitigen Giebel-fassade von 2,1m. Die Pfettenkonsolen sind durch zusätzliche Büge gestützt.

Wohnbauten 1700 bis 1830



Abb. 25: Elm, Sand. Für die „Freihaltung der Umgebungszonen des Dorfkerns und eine aktive Raumplanung unter ausdrücklicher Beibehaltung traditioneller Landwirtschaft“ erhielt die Gemeinde 1981 den Wakkerpreis.

Bausubstanz und Ortsbildschutz

„Während Jahrhunderten stand die weiss getünchte Dorfkirche inmitten einer Schar von sonnenverbrannten braunen Holzhäusern.“⁴ In der Wahrnehmung vieler Glarnerinnen und Glarner erscheinen die grossen gestrickten Doppelwohnhäuser des 18. Jahrhunderts als charakteristisch für den älteren Glarner Hausbau. Damit wird vor allem der vorindustrielle Charakter der Siedlungen in Glarus Süd ge-

⁴ Hans Leuzinger, Das Glarnerland. Ein Heimatschutzbüchlein, Glarus 1953, S. 4.

würdigt. Diese ermöglichen eine Identifikation mit traditionellem Bauen in unverbrauchter Landschaft. Das einheitliche –und damit scheinbar charakteristische– Erscheinungsbild ist allerdings eine Fiktion: Bei den entsprechenden Siedlungen handelt es sich um Wohn- und Gewerbezone, die sich in Jahrhunderten ausgebildet haben und in denen der industrielle Wohnbau nach 1830 nur marginale Spuren hinterlassen hat. Die vorhandene typologische Varianz erschliesst sich erst dem geübten Auge.



Abb. 26: Mittlödi, Dorfansicht vom Ennetlinth aus.

Die meisten Häuser im Dorfkern entstanden im späten 17. und frühen 18. Jh. Die reformierte Kirche wurde 1725 erbaut.

Somit ist auch das Eingangszitat aus der Feder von Hans Leuzinger nur bedingt zulässig: es gab immer Konjunktoren. Phasen von Wachstum und Stagnation prägen den baulichen Bestand im Glarnerland. Durch die grosszügigen Dorferweiterungen des 19. und 20. Jahrhunderts, z.B. in Ennenda/Wiesequartier oder in Schwanden/Grundquartier blieben die älteren Bauten erhalten und lagerten

sich um die heutigen Ortskerne herum an. Während sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der Bevölkerung rasant entwickelten, verblieben zahlreiche Siedlungskerne strukturell auf frühneuzeitlichem Stand. Heute werden diese siedlungsgenetisch rückständigen Dorfzentren als pittoreske Oasen wahrgenommen und sind mehrheitlich im Inventar der Schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) enthalten. So sind die meisten Ortsbilder, welche sich seit dem frühen 19. Jahrhundert nicht weiter entwickelt haben, in diesem nationalen Inventar vertreten.



Abb. 27: Niederurnen, Oberurnen und Näfels von Mullern aus.

Die Siedlungen des 18. Jahrhunderts machen in Glarus Nord nur noch marginale Anteile der überbauten Fläche aus.

Dadurch sind sie vor zerstörerischen Eingriffen geschützt; eine massvolle Weiterentwicklung der Zonen wird aber dadurch erschwert. Der Kreislauf von Bau, Nutzung, Umnutzung und Abbruch wird damit unterbrochen. Was eigentlich schützenswert wäre, nämlich das symbiotische Nebeneinander von Bauten unterschiedlicher Epochen, wird damit verunmöglicht. In Glarus Nord haben sich die Dörfer im 20. Jahrhundert stärker gewandelt als im Süden. Ein höherer Anteil der

Bausubstanz wurde ersetzt und weite Teile des ebenen Landes sind von Industrie- und Gewerbebauten bedeckt.

Damit hat sich auch die Wahrnehmung der bestehenden Wohnbauten verändert. Gerade die „heile Welt“ der vorindustriellen Zeit wurde vielfach verklärt und mit den modernen Bauten in Kontrast gesetzt.

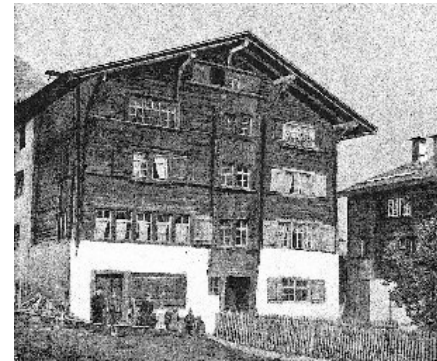


Abb. 29: Nidfurn, Haus Blumer/Luchsinger, 1680 (?): Ein Haus „räto-romanischen Typus, II. Ordnung“, mit „Quergang (...) wie im deutschen Alpenhause“. Nach Hunziker, Schweizerhaus, Bd. III, S. 207-209.



Abb. 28: Nidfurn, Hauptstrasse, Foto von 2012: Viergeschossiger Blockbau auf massivem Erdgeschoss, mit Mittellängsgang und westseitiger Laube. Die Beschreibung erfolgt heute nach funktionalen Kriterien und nicht mehr nach ethnologischen Merkmalen.

Stiller Wandel und Zäsuren um 1700/1830?

Ein Einschnitt in der Baukultur ist um 1700 nicht auszumachen. Die Zäsur wird willkürlich gesetzt, weil um etwa 1700 die grösste typologische Varianz im Glarner Wohnbau besteht. Während Einflüsse des späten Mittelalters im 17. Jahrhundert ausklingen (offene Rauchküchen, Ständerbohlenbauten) hielten andere Bauformen Einzug: Massivbauten, Steilgiebel, Doppelwohnhäuser. Bei den bescheideneren Häusern ist wenig Innovation auszumachen: die ein- bis zweiraumbrei-

ten „Kleinhäuser“ wurden fast unverändert weiter gebaut. Allerdings haben sich nur wenige von ihnen erhalten und sie lassen sich auch nur schwer datieren: die konstruktiven Formen zwischen 1650 und 1750 unterscheiden sich nur minimal, auch in der Kombination ihrer Zierformen an Fassaden und Pfetten.



Abb. 30: Mollis, Haus Seelmess, 1768. Rekonstruierte Fassade. Auch bei Kleinhäusern setzen sich das gemauerte Feuerhaus und der Kachelofen ab etwa 1650 durch.



Abb. 31: Matt, Auen, vor 1730. Einraumbreites Haus mit angebauter Klein-Ökonomie und breitem Dachvorstand. Die verzierten Pfetten enthalten hier keine datierenden Elemente.

Die angesprochene typologische Verengung löst sich erst mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nach 1770, als herrschaftlichere Bauformen im Glarnerland Einzug hielten und auch an bescheideneren Bauten als Zierformen angewendet wurden. Ab ca. 1800 überformten klassizistische Zierformen wie Giebeldreieck oder Mittelrisalit ältere Bauten und vermittelten ein „bürgerliches“ Ansehen.

Der Beginn industrieller Bauart ist im Glarnerland mit dem Aufschwung im Fabrikbau in den 1830er Jahren anzusetzen. Obwohl erst seit 1859 mit der Eisenbahn erschlossen, begannen schon vorher lokale Anbieter mit der Fertigung von Baubestandteilen. Dieser rationalisierte Bauvorgang wurde im städtischen Bereich oft als

„Baumeisterhaus“ bezeichnet. Damit ging insbesondere die Ära der gestrickten Blockbauten zu Ende, welche einzig im Sernftal und auf abgelegenen Bergen weiter errichtet wurden. Auch der Zeilenbau wird erst nach 1830 unter veränderten Rahmenbedingungen flächendeckend eingesetzt.



Abb. 32: Mollis, Vorderdorf, 18. Jh., neue Giebelfront vor 1830.

Klassizistische Überformung durch Giebeldreieck und Würfelriese, verputzter Fassade und giebelseitigem Rundbogenportal.

Doppelwohnhäuser und Zeilenbau

Die Industrialisierung veränderte ab ca. 1770 die wirtschaftliche und demographische Struktur: Die rasch wachsende Bevölkerung beanspruchte Wohnraum; neue Wohnformen wurden notwendig. Im Kanton Glarus gab es schon seit dem späten Mittelalter „verdichtetes Bauen“ in den dörflichen Kernbereichen. Das war nichts Neues. Auch Glarus bestand vor dem Brand von 1861 weitgehend aus drei bis sechsgeschossigen, dicht aneinander stehenden Häusern. Nach den

1780er Jahren allerdings wurden nicht nur einzelne Wohnhäuser zusammen gebaut, sondern ganze Strassenzüge und Quartiere zielgerichtet angelegt, um möglichst vielen Personen Wohnraum zu bieten.



Abb. 33: Ennenda, Mühlestrasse. Reihenhäusern, nach 1780 zu einer Zeile zusammen gebaut. Die unterschiedlichen Giebelformen widerspiegeln Anspruch und Möglichkeiten der Bauherren.

Auch im bäuerlichen Erwerbsbereich machte sich das anhaltende Wachstum bemerkbar. Die grossen Volumina der Häuser des 16. und 17. Jahrhunderts wurden zwar weiterhin erreicht – aber oft von mehreren Parteien genutzt. Selbst die führenden Familien folgten dem Trend zum „Doppelwohnhaus“, welcher seit etwa 1750 zunahm und im frühen 19. Jahrhundert für Wohnbauten beinahe zur Regel wurde. Dabei wurde ein Ausgleich zwischen Platzbedarf, Bauholzverbrauch und Heizökonomie angestrebt. Gleichwohl zeigten sich grosse Unterschiede in den verwendeten Materialien, in den Dach- und Fensterformen.

Im Glarnerland erreichten die Bauten im 18. Jahrhundert nicht mehr die typologische Breite des 17. Jahrhunderts. Erst mit den klassizistischen Bauformen um 1800 fanden wieder neue Elemente im Haus-

bau Eingang, welche teilweise ältere Ansichten und Materialien überformten.



Abb. 35: Mollis, Neuhaus 1746/48. Hinterhaus gemauert, südseitig Block unter Verputz. Steilgiebel mit geknickter Dachfläche (Pfettensparrendach) mit Flugrafen.



Abb. 34: Hätzingen, Haslerstrasse 3/5, nach 1800. Doppelwohnhaus als Blockbau mit Sparrendach.



Abb. 36: Engi, Sändli, 1825. Die Brüder Oswald und Jakob Baumgartner errichteten das Doppelwohnhaus gemeinsam (Inchrift am First auf weisser Plakette). Die Bauweise als Doppelhaus tritt durch den verdeckten Binnenlängsstoss in den Hintergrund.



Abb. 37: Schwanden, Thon, Blumerhaus V., 1700. Bauten der reformierten Führungsgruppen sind grosszügig in Volumetrie und Gartenanlagen; in Formensprache (Fensteranordnung, Giebelausrichtung etc.), und Baumaterial (vorgemauert Blockbau) wird Zurückhaltung geübt.

Hölzerne Bauernhäuser, steinerne Bürgerbauten?

Seit den Anfängen historischer Hausforschung in der Schweiz ist zwischen hölzernen und steinernen Bauten ein Gegensatz konstruiert worden, der sich in den Glarner Häusern nur sehr bedingt spiegelt. So bauten auch Mitglieder der Führungsschicht im Hinterland mehrheitlich aus Holz, weil dieser Rohstoff rasch zur Verfügung stand und sich damit ebenso grosse und repräsentative Bauten erstellen liessen wie in massiver Technik. Eine Sonderstellung nehmen im Glarnerland die Riegelbauten ein. Ständerbautechnik mit Ausfachungen wurde fast ausschliesslich dazu verwendet, um kleinere Häuser mit Feuerhäusern „nachzurüsten“.



Abb. 38: Netstal, Stählihaus, 1728.

Repräsentativer Riegelbau am Dorfrand, in der sonst im Glarnerland selten verwendeten Ständerbauweise ausgeführt.

Durch Vormauerung und Verputz konnten zudem Holzhäuser in scheinbar massive Bauten verwandelt und damit das Ansehen ihrer Besitzer gesteigert werden. Im Glarner Unterland setzten sich im 18. Jahrhundert steinerne Bauten durch. Gerade in Mollis, Näfels und Glarus wurden nur noch wenige hölzerne Wohnhäuser erstellt. Im hinteren Landesteil wurden dagegen viele Neubauten erstellt und bestehende Siedlungen vergrössert. In Adlenbach/Luchsingen,

Thon/Schwanden oder Diesbach Oberdorf entstanden geschlossene Siedlungen, die sich strukturell seither kaum mehr veränderten.

Obwohl das typologische Formenspektrum eher abnimmt, werden neue Formen und Bautraditionen aus benachbarten Regionen übernommen, in denen diese prägend sind. Im Norden in der Linthebene finden sich beispielsweise wie in der benachbarten March, Häuser mit zwei traufseitigen Lauben und steilen Klebdächern über den Fensterreihen. Das Rothaus in Netstal hingegen steht in der Tradition der Toggenburger Baumeister, mit horizontal durchziehender niedriger Fensterreihe und den flachen, gekehlten Klebdächern.



Abb. 39: Netstal, Rothaus 1777.

Volumetrie und Fensteranordnung erinnern an Toggenburger Baukunst.

Massstäbe der Architektur

Die Glarner orientierten sich gerne international. Der neureiche Textilfabrikant Adam Schiesser liess 1773 in Diesbach das Haus Sunnezyt bauen, vom damals renommierten Baumeister Hans-Jakob Messmer. Der äusserlich schlichte, massive Bau in traditioneller Volumetrie übernahm mit Walmdach und Fensterfronten moderne Tendenzen. Die protestantische Zurückhaltung in der äusseren Form weicht im



Abb. 40: Diesbach, Haus Sunnezyt, 1773. Massivbau mit Mansarddach und Quergiebel, Stukkaturen der Gebrüder Moosbrugger. Der Reichtum des Gebäudes offenbart sich in künstlerisch erstklassiger Ausführung.



Abb. 41: Mollis, Haltli, 1782-1784. Mit der klassizistischen Dreiflügelanlage hält zeitgenössische Herrschaftsarchitektur Einzug im (reformierten) Glarnerland.



Abb. 43: Mitlödi, Dorf 1825. Traditionelle Proportionen mit Steilgiebel, dafür verputzter Dachunterzug und Fensterverdachung



Abb. 42: Ennenda, Haus Rain, 1821. Wuchtiger, kubischer Bau mit Giebel-dreieck und südseitigem Doppelbrüggli als Zugang von der Gartenseite her.

Innern einer qualitätvollen Ausstattung. Die Stukkaturen wurden von der berühmten Werkstatt der Gebrüder Moosbrugger ausgeführt.

Im Gegensatz dazu baute sich Konrad Schindler, der in Paris Architektur studiert hatte, einen repräsentativen Wohnsitz oberhalb von Mollis. Mit seinem „Haltli“ wurde zeitgenössische Herrschaftsarchitektur fassbar. Volumetrie, Sichtachsen, Dachformen und Fensteranordnung sind mit traditionellen Bauten nicht vergleichbar.

Beide Bauten setzten neue Massstäbe. Während sich in den folgenden Jahrzehnten konservative Bauherren weiterhin an den massiven Grossbauten des 17. Jahrhunderts mit Steilgiebel orientierten, hielten Mansard- und Walmdächer Einzug. Die von der Antike und vom Schlossbau inspirierten klassizistischen Villen mit ihren Zierelementen entstanden ab ca. 1800 und brachten neue Formen und Elemente in die erstarrten Bautraditionen.

Gleichwohl ging damit die lokale Bautradition nicht verloren. Insbesondere im Sernftal entstanden auch nach 1800 noch Blockbauten in der gewachsenen Tradition, wenn auch in teilweise modernerer Volumetrie oder einfacher Ausführung. Eingeschränkte Transportmöglichkeiten für vorgefertigtes Baumaterial sorgten dort im Laufe des 19. Jahrhunderts sogar für ein „revival“ des Blockbaus, welcher bis zur Einführung der Schmalspurbahn 1900 andauerte.



Abb. 45: Elm, Zehnterhaus, 1799. Grundriss, Volumetrie, Dach- und Fensterformen sind fast identisch mit dem Blumerhaus III in Nidfurn (1687).



Abb. 44: Elm, Staldenstrasse, vor 1900. Blockbau in der Bautradition des 18. Jahrhunderts, mit zeitgenössischer Raumaufteilung, Dach- und Fensterformen.

Gestaltung der Wohnumgebung

Die soziale Distinktion der Bauherren drückte sich im 18. Jahrhundert weniger mittels der Volumina und der Raumaufteilung aus, sondern mittels privilegierter Wohnlage, Umschwung, Raumausstattung und – spezifischer Nutzung. Die Planung von Gärten und Brunnenanlagen erfolgte zuerst (im 17. Jahrhundert) in den Landsitzen städtischer Führungsschichten und wurde im Laufe des 18. Jahrhundert von den ländlichen Eliten, auch in Glarus, beinahe flächendeckend kopiert. Die Wohnbauten der Oberschichten verfügten neben den älteren Hauptbauten zunehmend über separate Ökonomiebauten und gemauerte Gartenanlagen mit Eckpavillons. Die älteren Obst- und Nutzgärten wurden durch Ziergärten ersetzt. Mittels dieser kostspielig gestalteten Freiflächen konnten auch ältere Wohnbauten repräsentativ nachgerüstet werden.

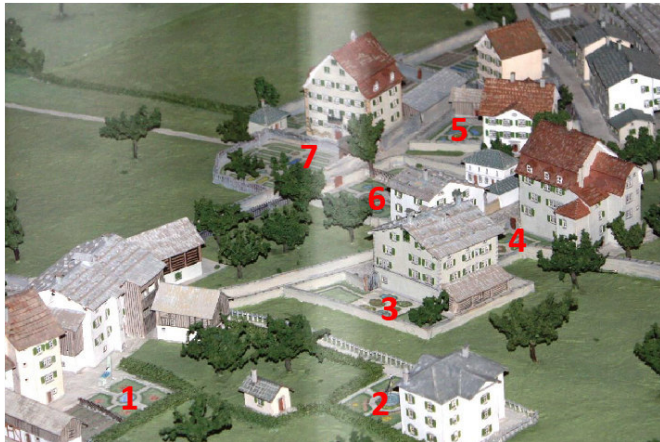


Abb. 46: Stadtmodell Glarus vor dem Brand (Hans Leuzinger), 1, 2: Ziergärten im Eichen um 1860; 3: Zollhaus (Heer) 1569; 4: Iselihaus 1560 / Mansarde um 1820; 5: Tschudirain, 19. Jh.; 6: Haus Aebli 16./17. Jh. 7: Haus in der Wies (Streiff/Blumer) 1774.

Elemente der Identifikation

Die Bauformen blieben zwischen 1700 und 1830 erstaunlich konstant: Block- als auch Massivbauten entstanden nebeneinander; der

Anteil der Massivbauten stieg allerdings und erreichte auch den Glarner Süden. Eine zeitlich präzise Einordnung der nicht datierten Wohnbauten ist kaum möglich. Die Zierelemente geben in ihrer Kombination allerdings Hinweise auf eine relative Chronologie. Darüber hinaus bilden die Bauteile einen eigenen Wert, der oft unterschätzt wird: historische Bauteile ermöglichen eine Identifikation mit dem Objekt und machen den Charme der historischen Bauten aus.



Abb. 48: Ennetbüels, Dörflistrasse. Neues Sprossenfenster in historischem Rahmen. Der unten durchziehende Rillenfries belegt die bauzeitliche Fensteranordnung.



Abb. 47: Rüti, Dorf. Links: Fensterfront und Schindelschirm von 1892. Rechts: neu eingeschnittene und damit zerstörte Fenstersituation, neuer Schindelschirm.

Bei den Blockbauten war die giebelseitige Fassade als Front ausgelegt. Dabei lagen die **Fenster** direkt übereinander; entweder als Doppelflügel Fenster oder in Reihen angeordnet. Bei massiven Bauten bedurften Fensterbänder innen Säulen zur Abstützung und waren entsprechend aufwendig. Originale Fensterflächen des 15.-18. Jahrhunderts sind kaum mehr erhalten, ausser in Dachgeschossen. Diese „Butzenscheiben“ konnten segmentweise ersetzt werden. Die Gläser des 19. Jahrhunderts sind noch vergleichsweise häufig anzutreffen und meist in Sprossenfenster eingearbeitet. Doch auch diese sind gefährdet: die Fensteröffnungen werden bei anstehenden Renovierungen vergrössert und die ursprünglich kleinteiligen Sprossenfenster durch moderne ersetzt, welche die Fensterflächen vergrösserten. Der Verlust historischer Fenster ist als Beeinträchtigung des Denkmalwer-

tes zu betrachten, auch beim Ersatz durch moderne Sprossenfenster. Moderne Fenster und insbesondere deren Rahmen aus Metall und Kunststoff sind zwar energetisch vorteilhaft, zerstören aber Proportionen und Bausubstanz unwiederbringlich.



Abb. 49: Niederurnen, Bogenstrasse. Die beidseitigen raumhohen Lauben sind durch Aufschieblinge des Sparrendaches gedeckt.

Die Dachkammer wurde später mit Lukarnen zum Vollgeschoss erweitert.

Eine ähnlich sichtbare Funktion erfüllen auch die Dächer mit den offenen Dachunterzügen und Dachstühlen. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war der Dachraum im Wohnbau keine primär nutzbare Fläche, sondern diente als Lagerstätte und zur Isolierung. Die Nutzung von Dachgeschossen als Wohnzone überdeckt die bis dahin sichtbaren Unterdachkonstruktionen. Gerade die Bauten des 18. Jahrhunderts weisen nur wenige Varianten auf: die Dachschräge weist auf ursprüngliche Konstruktion und Bedachungsmaterial (Legschindeln, Schiefer oder Ziegel) hin; die offenen Dachstühle bilden das konstruktive Archiv des Hauses.

Als relativ datierende Merkmale können Inschriften, Pfettenkonsolen, Pfettenköpfe und Friese genannt werden. Auf die hohen Pfettenkon-

solen des frühen und die steilen, angekehlten Konsolen des späten 17. Jahrhunderts folgten im 18. Jahrhundert unterschiedliche barocke Zierformen und vor allem im Süden sind verzierte und datierte Firstpfetten, Firstpfettenkonsolen und Firstplaketten häufig. Andernorts sind die Baudaten oft auf Türstürzen oder an Eckquadern ablesbar.



Abb. 51: Rüti, Dorfstrasse 51/53, um 1700. Gekerbte Pfettenkonsole, darüber ein sog. Drachenkopf als Pfettenkopf. Flugpfette und Flugrafen ermöglichen den grossen Dachüberstand.



Abb. 50: Rüti, Dorfstrasse 9/11, 1801. Weiss gestrichene Firstpfette und datierte Firstkonsole. Initialen der Erbauer.



Abb. 53: Elm, Obmoos. Kellertüre, 18. Jh.



Abb. 52: Mollis, Herteneracker 1763. Profilierter und datierter Türsturz, Oberlicht und beschrifteter Kämpfer.

Wahrnehmung und Bedeutung

Zwischen 1700 und 1830 entstand ein Grossteil der noch erhaltenen vorindustriellen Glarner Wohnbauten. Deswegen nahm diese Epoche auch bei den Bestrebungen von Denkmalpflege und Heimatschutz bislang einen hohen Stellenwert ein. Die allgemeine Wertschätzung der Bauten, insbesondere der gestrickten Doppelwohnhäuser, verstellte allerdings den Blick auf die einzelnen Elemente, welche diese Bauten charakteristisch machten. Das sind ausdrücklich nicht die gut erkennbare Volumetrie, die Dachformen oder die sichtbaren Binnenwandvorstösse, sondern die konstruktiven Details, in welchen sich der Variantenreichtum der Epoche zeigt. Dabei gibt es auch markante Abweichungen zu beobachten. Häuser bei denen **Wohn- und Stallteil** aneinander gebaut sind, sind im Glarnerland selten zu beobachten. In den meisten Fällen handelt es sich um ärmliche Bauten des 19. Jahrhunderts, die strukturell mit dem wirtschaftlichen Wandel und besonders mit den Verlierern der Industrialisierung zusammenhängen.



Abb. 54: Sool, Dorfstrasse, 19. Jh. Firstgeteiltes Haus mit Wohn- und Stallteil.

In der Bergzone haben sich ältere Bautypen länger gehalten. Dies hat weniger mit der mangelnden Innovation als vielmehr mit den eingeschränkten Transportmöglichkeiten für das Baumaterial zu tun.



Abb. 55: Linthal Auen, Trümpis, 1752. Die zweiraumtiefen Berghäuser verfügen nur über ein Vollgeschoss und über eine Dachkammer. Der Zugang erfolgt in der Regel traufseitig, die Orientierung ist normalerweise giebelständig zum Hang.

2013 abgebrochen.

Grundriss und Ausstattung passten sich den wirtschaftlichen Gegebenheiten an und unterschieden sich wenig von den Bauten der Talzone. Die Wohnhäuser in der Höhe wurden auch kleiner gehalten, um weniger Bauholz und Heizleistung zu beanspruchen. So entstanden in den Bergzonen typische „Kleinhäuser“ mit meist nur einem Vollgeschoss und entsprechend beengenden Wohnverhältnissen. Von diesem Typ wurden in den vergangenen Jahrzehnten beinahe alle Häuser abgerissen, als Ferienhäuser umgenutzt oder innen komplett modernisiert.

Wohnbauten 1830 bis 1890

Bürgerliche Kuben

Eine Zäsur stellte der Brand von Glarus und der nachfolgenden Wiederaufbau dar. Die Planung für den Wiederaufbau brachte zahlreiche auswärtige Architekten nach Glarus. Bereits vor dem grossen Brand war Architekt Ferdinand von Ehrenberg im Glarnerland tätig. Der in München und Berlin ausgebildete Ehrenberg wurde an der Universität Zürich Professor für Mathematik und Architektur – das Eidgenössische Polytechnikum existierte damals noch nicht. Als Einzelperson prägte er durch seine publizistische Tätigkeit⁵ Ausbildung und Praxis der Architekten und Ingenieure in der Schweiz (vgl. ALLENSPACH 2002, S. 27).



Abb. 56: Glarus, Landstrasse. 1833-1835 durch Carl Ferdinand von Ehrenberg für den Stoffdruckfabrikanten Egidius Trümpi gebautes Anwesen mit Villa, Nebenbauten und Gartenanlage.

Mit Johann Caspar Wolff wurde ein weiterer theoretisch aktiver Architekt in Glarus tätig. Wolff absolvierte nach einer Lehre in Neuenburg

⁵ 1835 gründet Ehrenberg die *Zeitschrift für das gesamte Bauwesen*, die durch den *Verein Schweizer und Deutscher Ingenieure und Architekten* herausgegeben wird.

die Akademie in München und wurde ab 1865 Staatsbauinspektor des Kantons Zürich. Seine Publikation „Allgemeine Anleitung zur bürgerlichen Baukunst in der Schweiz“ (1845) enthält Musterlösung und Vorlagen für zeitgemässes Bauen. Wolffs Publikation ist prägend für die Entwurfstätigkeit von Architekten und Baumeistern in der zweiten Hälfte des 19. Jh. und strahlt insbesondere auch in den ländlichen Raum aus. An der Seite von Wolff stand der Praktiker und Unternehmer Bernard Simon. Der Glarner Simon kehrte nach mehrjähriger, erfolgreicher Tätigkeit in St. Petersburg 1854 in Schweiz zurück, wo er 1861 nach Glarus berufen wurde, um den Wiederaufbau der Stadt zu planen.



Abb. 57: Mollis, Vorderdorfstrasse 31. 1862 durch Johann Jakob Breitingner für den Ratsherrn Christoph Tschudi 1862 entworfenes Wohnhaus mit Gartenanlage.

Unter den am Wiederaufbau beteiligten Architekten sticht Johann Jakob Breitingner hervor. Zusammen mit seinem Schüler Johann Heinrich Reutlinger zeichnete er für 19 Wohnhäuser in Glarus verantwortlich. Hinzu kamen mehrere Gebäude für die Bahn, die er in seiner Funktion als Verantwortlicher für die Hochbauten der vereinigten Schweizerbahnen im Zeitraum (1857-61) entwarf. Breitingner hatte

mit einer Baufachlehre in Zürich und anschliessenden Studienreisen eine für Schweizer Architekten der Zeit die typische, in der Regel eben nicht akademische Ausbildung genossen.

Unter den ortsansässigen Architekten ist auch Hilarius Knobel zu nennen. Mit seiner Tätigkeit bei Ferdinand Stadler in Zürich ist er direkt mit dem Umfeld der einflussreichen Zürcher-Architekten aus der Vor-Semper-Zeit verbunden.

Wohnen in der Reihe

Zu den charakteristischsten Bauten der ersten Hälfte des 19. Jh. gehören die Reihenhausezeilen, wie sie sich ab 1820 in zahlreichen Dörfern mit Industriebetrieben entwickelt haben. Typisch für die immer parallel zur Strasse ausgerichteten Reihenhausezeilen ist die dreigeschossige Bauweise mit verputzten Fassaden. Trauf- und Firstlinie der traufständigen Bauten sind meist durchgehend, ebenso die Geschossebenen. Eine Ausnahme stellen hier nur die ältesten Reihenhausezeilen in Ennenda und Glarus dar, die noch stärker individualisierte, bzw. später erweiterte Haustypen zeigen. An den Rückfassaden finden sich häufig Ökonomieanbauten in Holzbauweise. Sie zeugen von der weit in das 19. Jh. anhaltenden Bedeutung der Landwirtschaft im Nebenerwerb für die in der Industrie tätigen Teile der Bevölkerung. Dies trifft nicht nur auf die Arbeiterschaft zu. Erstbewohner und -eigentümer der Reihenhäuser waren nämlich nur selten „Arbeiter“, sondern meist Fachangestellte wie Drucker und Stecher, oder auch höhere Angestellte und Gewerbetreibende. Diese Bauten waren also für die Mittelschicht bestimmt.

Die Reihenhäuser sind Ergebnis einer einheitlichen Planung, basieren aber bis 1860 nicht auf obrigkeitlichen Bebauungsplänen. Erst der Wiederaufbauplan für Glarus von 1861 schreibt die Reihenhausezeile als Bebauungsform für Glarus verbindlich vor. Siedlungsbestimmenden Charakter haben die Reihenhausezeilen nicht; ortsbauli-

cher Bezugspunkt bleibt die dörfliche Struktur - einzig in Glarus, Ennenda und Schwanden erhält die Neubebauung eigentlichen Quartiercharakter. Ökonomisch betrachtet handelt es sich um Baumeisterhäuser, die durch Zimmer- und Mauermeister zwecks späteren Verkaufs erstellt werden. Die Industrie tritt hier, im Unterschied zu den Kosthäusern, in der Regel nicht als Bauherr auf.

In architektonischer Hinsicht zeigen sich die frühen Beispiele durch den Biedermeier beeinflusst. Geschweifete Quergiebel knüpfen an spätbarocke Fabrikantenwohnhäuser an. Fassaden und Grundrisse sind teils gespiegelt wie bei den Doppelhäusern des 18. Jh. Ungewöhnlich schlicht ist die Bebauung des Kirchwegs in Glarus, die durchlaufende Traufe ist einheitlich *vertäfert*, die Dachfläche wird nicht durch Aufbauten unterbrochen und die Fassaden mit regelmäßigen Fensterachsen sind schlicht verputzt. Einzelne Häuser zeigen gerade Verdachungen über den Eingängen und den Fenstern des 1. OG.



Abb. 58: Schwanden, Grund. Reihenhausezeile um 1840.

Reform & Heimat

Aus der „Reformstilzeit“ haben insbesondere die Wohnbauten von Streiff & Schindler einen hohen Bekanntheitsgrad erlangt. Bereits zur Bauzeit breit rezipiert wurden die Villa Schuler-Ganzoni in Glarus und das Waldschlössli an der Oberdorfstrasse ausserhalb von Glarus. Die äusserlich, formal und konzeptionell völlig unterschiedlichen Bauten zeigen beide moderne, an praktischen Bedürfnissen orientierte Grundrisse. Die für viele Glarner Heimatstilbauten charakteristischen Schweiffornen sind hier formal eingebunden.



Abb. 59: Glarus, Bleiche, Haus Waldschlössli, 1913/14 durch Streiff & Schindler entworfenes Wohnhaus mit Gartenanlage.

Eine kleine Gruppe von Bauten zeigt sich durch die Reformbewegung beeinflusst, verzichtet aber auf den für viele Heimatstilbauten typischen Bezug auf regionale Vorbilder.

Das 1907 in Braunwald entstandene Chalet ist ein vorgefertigter Blockbau, der durch Holzbaufirma Kuoni & Co. aus Chur entworfen und erstellt wurde. Eine Bauweise, die erst durch den Bahnbau möglich geworden ist. Die Firma Kuoni & Co ist ab 1895 schweizweit für ihre Chalets mit gehobenem Ausbaustandard bekannt geworden.

Der Baudekor des Braunwalder Ferienhauses orientiert sich am Schweizer Holzstil, wie er im ausgehenden 19. Jahrhundert international Verbreitung gefunden hat. Im Detail formal konventionell überrascht das Wohnhaus durch seine ungewöhnliche Ausrichtung. Die Traufe ist zum Tal und nach Süden orientiert, was eine dreiseitige Belichtung der Haupträume ermöglichte. Die Dachneigung der südlichen Dachfläche übernimmt die Hangneigung und bettet so den Baukörper in die Topographie ein.



Abb. 60: Braunwald, Schindlerberg. Vorgefertigtes Chalet aus der renomierten Chaletfabrik Kuoni in Chur.

Auch das Atelierhaus des Malers Hans Alder in Filzbach nimmt Bezug auf die Landschaft. Bereits zur Entstehungszeit galt es als beispielhaft und wurde in internationalen Zeitschriften und Überblickswerken ausführlich vorgestellt. In der Zwischenkriegszeit wird das Atelierhaus umgebaut und wahrscheinlich zum ständigen Wohnen eingerichtet. Das Atelier von 1908 bleibt dabei als Anbau bestehen. Während der ursprüngliche Atelierbau mit seinen Natursteinmauern Bezug auf die

alpine Architektur nimmt, orientiert sich die Erweiterung am Vorbild englischer Cottage Houses.



Abb. 61: Filzbach, Unterste Rütegg. Atelierhaus für den Künstler Hans Alder in Filzbach. Das 1908 vom renomierten Büro Rittmeyer & Furrer entworfene Atelierhaus wird 1909 in der bekannten Schrift mit beispielhaften Bauten, Villas & Maisons de Campagne en Suisse von Henry Baudin, vorgestellt.

Villen mit Stil

Die anderorts so prägende Phase des Historismus hat in Glarus nur vergleichsweise wenige Wohnbauten hinterlassen. Die Phase des Wiederaufbaus hat eine ausserordentlich grosse Breite an spätklassizistischen Bauten hervorgebracht. Die städtebauliche Entwicklung von Glarus war damit Grossteils abgeschlossen. Die für viele Städte prägende Phase der Stadterweiterung mit Wohn- und Geschäftshäusern entlang von neuen angelegten Achsen ist in Glarus praktisch inexistent. Der Volksgarten stammt zwar aus dieser Zeit, war aber konzeptuell bereits in der Planung der späten 1850er angelegt. Der Bebauungsplan aus den 1860er Jahren bleibt für Glarus bis in das ausgehende 19. Jh. bestimmend. Auch die in den 1880er Jahren erstellte Zeilenbebauung der Burg- und Bahnhofstrasse folgt noch diesem Muster. Hier entsteht eine grössere Anzahl Wohnbauten, die sich durch ihr repräsentatives Äusseres von den eher schlichten Fassaden der 1860er Jahre abheben.

Einen auffallend dichten Bestand an historistischen Bauten weist Ennenda auf. Hier hat die Architektengemeinschaft Kehler & Knell neben dem Gemeindehaus im Stil der Neurenaissance mehrere repräsentative Wohnhäuser erstellt. Die drei Villen mit Gärten an der Villenstrasse bilden einen Ansatz zu einem eigentlichen Villenquartier. In architektonischer Hinsicht herausragend ist die Villa Wartegg. Die stark gegliederten Neurenaissance Fassaden bilden ihrer manierierten Formensprache einen Kontraktpunkt zu den schlichten Bauten des Spätklassizismus.



Abb. 62: Ennenda, Villastrasse 20. Die Villa Freuler in Ennenda, 1888 von Kehler & Knell entworfen, bildet mit den benachbarten Gebäude und Gärten ein Villen-Ensemble.

Die Wohnbauten des 20. Jahrhunderts

Wohnsiedlungen

Grosse Wohnsiedlungen sind im Kanton Glarus keine entstanden. Der genossenschaftliche Wohnbau ist die Ausnahme geblieben, ebenso der kommunale oder kommunal geförderte Wohnbau, der im Glarnerland weitgehend unbedeutend ist. Der private Wohnbau ist auch beim Bau von grösseren Wohnsiedlungen der Normalfall. Einzelne Industrieunternehmen treten als Impulsgeber oder gar als Bauherren auf.

Trotz des insgesamt schmalen Bestands an Wohnsiedlungen sind im Kanton Glarus wichtige Entwicklungsphasen des Wohnsiedlungsbaus im 20. Jh. repräsentativ vertreten. Die Siedlung Allmeind in Niederurnen ist die älteste Wohnsiedlung im Kanton und grenzt unmittelbar an die Fabrikanlagen an. Die Einfamilienhäuser sind freistehend und in einem strengen Raster angeordnet. Giebelseitige Anbauten mit Ökonomieräumen gehören zum Grundkonzept und zeugen von der für die Arbeiterschaft damals noch wichtigen Selbstversorgung mit landwirtschaftlichen Gütern.



Abb. 63: Niederurnen, 1893 erstellte Wohnsiedlung.

Prägend für die Zwischenkriegszeit sind wohnhygienische Fragen. Die Idealvorstellung von licht- und luftdurchfluteten Räumen findet sich in der Reihhaussiedlung *Sonnenhügel* von H. Leuzinger. Um die neuartigen Wohnungen zu bewerben, stattete H. Leuzinger die Musterwohnungen mit zeitgenössischen, sachlich-modernen Möbel aus. Gezeigt wurden Möbelentwürfe aus der im Jahr 1926 in Zürich stattgefundenen Ausstellung *Das neue Heim* und Möbel der seit 1902 in Glarus ansässigen Möbelfabrik Horgenglarus, die mit führenden Architekten der Moderne zusammenarbeitete. In der sachlich reduzierten Formensprache ohne modernistische Ansätze, wie Flachdächer oder Bandfenster, leitet die Siedlung zur pragmatischen Wohnarchitektur der 1930er und 1940er Jahre über.



Abb. 64: Glarus, Sonnenhügel. 1928 durch H. Leuzinger erstellte Wohnzeilen

Kompakte Grundrisse und schlichte Baukörper mit traditionsverbundenen Formen finden sich häufig im genossenschaftlichen Wohnbau der 1940er Jahre. Die Wohnsiedlungen *Amerika*, unmittelbar neben dem Areal der Eternit AG in Niederurnen gelegen, ist hierfür ein ausserordentlich qualitätsvolles Beispiel. Die in Zeilen angeordneten Zweifamilienhäuser stehen mit den Wohnräumen zu den Gärten an

der Südseite ausgerichtet und erinnern mit ihren flachgeneigten Dächern an die *Tätschdächer* des bäuerlichen Wohnbaus vergangener Jahrhunderte.



Abb. 65: Niederurnen, „Im Amerika“. 1945-52 durch die „Industrielle Wohnbaugenossenschaft Niederurnen“ erstellt Wohnsiedlung.

In den 1960er wird die Verdichtung im Wohnbau zu einem bestimmenden Thema. Die Wohnsiedlung an der Schiltstrasse in Glarus zeigt dies beispielhaft. Bei auf ein Minimum reduzierter Grundfläche werden den Bewohnerinnen privat abgeschlossene Aussenräume in Form von hochliegenden Atrium-Gärten zur Verfügung gestellt. Die in den Baukörper integrierten Garagen befinden sich unter den Terrassen und zeugen vom automobilen Fortschritt und dem steigenden Wohlstand in der Nachkriegszeit.



Abb. 66: Glarus, Schiltstrasse. Atriumshäuser von 1962.

Ferienhäuser

Der Bau von Ferien- und Wochenendhäusern ist im frühen 20. Jh. eine neue Bauaufgabe und entwickelt sich in der Zwischenkriegszeit zu einem wichtigen Gegenstand der zeitgenössischen Architekturdebatte. Die Diskussion um das richtige Wohnhaus für die Freizeit führt zu einer ganzen Reihe von Buchpublikationen zu diesem Thema. Als Produkt der Moderne zeugt das Ferienhaus vom sozialen Wandel im frühen 20. Jh. und der „Erfindung“ der Freizeit. Wichtige architektonische Themen sind: das funktional durchorganisierte Kleinhaus, der Bezug zur Landschaft und zur lokalen Bautradition sowie Erholung in Licht und Luft. In der Sehnsucht nach Einfachheit widerspiegeln sich Reflexe gegen das städtische Leben – eine Lebensform welche die Freizeit- und Ferienhäuser erst ermöglicht hat. Einfach und schnörkellos in der Ausführung unterscheiden sich die Bauten von den üppigen Formen der Hotelpaläste aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg.

Der Bestand an Ferienhäusern aus der Vorkriegszeit im Glarnerland ist überregional bedeutend. Braunwald hat einen ausserordentlich dichten Bestand an Ferienhäusern mit mehrheitlich hoher architektonischer Qualität. Zum Erhalt der Häuser trug nicht zuletzt die eher zögerlich gebliebene touristische Entwicklung in der Nachkriegszeit bei.



Abb. 67: Ennenda, Ennetberge. In Blockbauweise erstelltes Skihaus mit auffälliger Veranda. 1926 durch H. Leuzinger erstellt.



Abb. 68: Glarus, Vorauen. Ferienhaus von Zweifel und Marti, Baujahr 1959.

Wohnhäuser

Ein grosser Bestand an Villenbauten repräsentiert die Zeit des Historismus. In der Zeit vor dem ersten Weltkrieg ist eine Reihe qualitätsvoller Reformstilbauten entstanden. Herausragend sind dabei die Arbeiten des in Zürich ansässigen Büros Streiff & Schindler.



Abb. 69: Glarus, Lurigenstrasse 17 (1914).

Deren Entwürfe zeichnen sich durch eine vielseitige Formensprache und hohe Individualität aus. Die üppigen neubarocken Dekorelemente von Lurigenstrasse 17 kontrastieren mit den schlichten Putzfassaden des geometrischen Baukörpers und werden so in einem durchaus modernistischen Sinne als dekorative Zutat entlarvt. Dem geschweiften Mansarddach ist an der Rückseite ein streng geometrischer Treppenhausrisalit unter klassizistisch flachem Walmdach vorangestellt. Ein geschossübergreifendes Fenster markiert den Treppenaufgang und zeugt zusammen mit den kleinen, unregelmässig angeordneten Fenstern von einem aus dem Innern und der Raumfunktion entwickelten Fassadenbild.

Zahlreiche einfachere Bauten der Heimatstilzeit zeigen ihre Verbundenheit zur Architektur des Glarnerlandes durch die zeichenhafte Verwendung eines geschweiften Giebels und nehmen damit Bezug auf die Architektur des ausgehenden 18. Jh. Darunter stehen die Wohnbauten von Fritz Glor-Knobel hervor. Hinter den behäbigen Einfamilienhäusern in Villäggen (Näfels) versteckt sich eine in Zusammenarbeit mit der Eternit AG realisierte Wandkonstruktion aus Holzrahmen und grossen Eternitplatten als Füllung.



Abb. 70: Näfels, Villäggen. Wohnhäuser, 1913-15.

Nur wenige private Wohnhäuser sind dahingegen aus der Zwischenkriegszeit vertreten. Erwähnenswert sind insbesondere das Haus auf dem Sonnenhügel in Glarus, sowie das Wohnhaus der Fabrikantenfamilie Jenny in Ziegelbrücke. Die beiden höchst unterschiedlichen Wohnhäuser sind exemplarische Beispiele für eine moderne Architektur, welche die sachliche Formensprache mit dem Bekenntnis zur Tradition und zum Bauhandwerk zu verbinden versucht.



Abb. 71: Niederurnen, Fabrikstrasse.

Einfamilienhaus von Moser & Kopp, 1931.



Abb. 72: Glarus, Sonnenhügel. Einfamilienhäuser von H. Leuzinger, 1927

In der Zeit des Baubooms in den 1950er und 1960er Jahren sind im Glarnerland vergleichsweise nur wenig qualitätsvolle Wohnhäuser entstanden. Die Einfamilienhäuser der 1950er Jahre sind in Anspruch und Grösse ausnahmslos relativ bescheiden. Repräsentative Wohnbauten mit Gartenanlagen aus dieser Zeit fehlen vollständig. Auch architektonisch herausragende Mehrfamilienhäuser sind nur vereinzelt entstanden.

Einen Spezialfall bilden die Spitalbauten in Glarus: Wohnhäuser für das Spitalpersonal sind eine typische Bauaufgabe der 1950er und 1960er Jahre. Als gemeinschaftliche Wohnform mit Einzelzimmer für jede Krankenschwester zeugt der Bautyp Personalwohnhaus von der sozialgeschichtlich bedeutenden Entwicklung und Aufwertung des Berufs der Krankenschwester in der Nachkriegszeit. Nicht selten wurde für diese neuartige Bauaufgabe der in den 1950er Jahren noch wenig bekannte Bautyp des Wohnhochhauses gewählt.



Abb. 73: Glarus, Kantonsspital. Personalwohnhäuser von J. Zweifel, 1953.

Die Gesamtanlage von J. Zweifel mit Wohnhochhaus und den beiden zweigeschossigen Reihenhauszeilen ist mit den Lochfassaden und den feingliedrig gerahmten Fenstern exemplarisch für die Wohnarchitektur der 1950er Jahre. Die lockere Anordnung der Bauten, unabhängig von den Strassenlinien in einer parkähnlichen gestalteten Umgebung, ist in der Stadt Glarus ein Novum. Mit dem Schwesternwohnhaus in Form einer Terrassensiedlung setzt J. Zweifel 1968 die Serie landschaftsprägender Spitalnebenbauten fort.



Abb. 74: Glarus, Sonnenhügel. Terrassenhäuser von J. Zweifel für das Spitalpersonal, 1968.

Das Sportzentrum Kerenzerberg mit weitläufigen Sportanlagen und kompakt gebauten Wohnunterkünften zählt zu den ungewöhnlichsten Bauten der 1970er Jahre in Glarus. Es zeichnet sich durch einen sorgfältigen Umgang mit der alpinen Umgebung aus und nimmt Bezug auf die Landschaft und das Ortsbild, was für die touristische Architektur der 1970er keine Selbstverständlichkeit ist. Der sorgfältige Umgang mit der Natur- und Kulturlandschaft wurde dann auch schon in zeitgenössischen Darstellungen hervorgehoben.



Abb. 75: Filzbach, Sportzentrum Kerenzerberg. 1973 durch Hans Oetiker im Auftrag des Kantons Zürich erstellt.

Tradition und High-Tech in der Konstruktion

Aussergewöhnlich ist die hohe Anzahl an Wohnhäuser in Holzbauweise. Mehrheitlich handelt es sich dabei um Ferienhäuser aus der Zwischenkriegszeit. In Holzbauweise erstellte Ferien- und Wochenendhäuser sind kein spezifisch glarnerisches Phänomen. Eine direkte architektonische Auseinandersetzung mit der im Glarnerland vorherrschenden Blockbautradition lässt sich bei den modernen Holzkonstruktionen kaum erkennen.

Im Wohnbau in der Talebene spielt der Holzbau eine untergeordnete Rolle. Hier herrschen verputzte oder mit Eternit verschindelte Bauten vor. Einzig in Form der schweizweit verbreiteten Chaletarchitektur aus industrieller Fertigung tritt der Holzbau noch in Erscheinung. Bäuerliche Wohnhäuser aus dieser Zeit sind eine Ausnahmeerscheinung. Von der Glarner-Holzindustrie ist keine Initiative zur aktiven Förderung des Holzhausbaus bekannt. In der Nachkriegszeit kommt die Auseinandersetzung mit dem Holzbau im Glarnerland wie auch in vielen anderen Gegenden vollständig zum Erliegen. Die Bedeutung des Holzbaus beschränkt sich auf Ökonomiebauten.

Eine konstruktionsgeschichtlich bemerkenswerte Ausnahmeerscheinung stellen die Eternithäuser dar. Die nach Aussen unscheinbaren Häuser sind zum Teil konstruktiv höchst bemerkenswert. Die Innenwände bestehen teilweise aus Eternit-Platten, die in Holzrahmen eingeschoben sind.

In den 1960er Jahren werden weitere Versuche unternommen, das Anwendungsgebiet des Materials Eternit zu erweitern: Zusammen mit dem Architekten Thomas Schmid und dem Ingenieur Willy Menig wird im Rahmen eines Forschungsprogramms eine konstruktiv aussergewöhnliche Wohnzeile errichtet. In einer Verbundkonstruktion, als *Stressed-Skin-Panel* bezeichnet, werden Faserzementplatten mit

einer Isolation verklebt und als statisch wirksames Leichtbauelement eingesetzt.

Öffentliche Bauten und Infrastruktur



Abb. 76: Mollis, Gäsi. Nebeneinander von rekonstruierter Walenseestrasse des 17.Jh., Autostrasse von 1964 und Radweg auf der Bahntrasse von 1859. Foto: Heinrich Speich 2008.

Gemeinwesen schaffen ihrer Bevölkerung Rahmenbedingungen zur Existenz. „Öffentliches Bauen“ ist daher ein Zeichen des kollektiven Willens der Gemeinschaften, die sie erbauen liessen; manchmal verbergen sich auch hinter einfachen Fassaden komplexe Prozesse der Entstehung und der Meinungsfindung. Öffentliche Bauten stehen im Fokus der Bevölkerung, sind Anlaufstellen und Identifikationspunkte. Ämter und Gerichte, Schulen, Bahnhöfe und Verkehrsinfrastruktur

sind stärker als private Bauten in der kollektiven Erinnerung verankert, sind präsenter in der individuellen Wahrnehmung, bilden ein Netz an Erinnerungspunkten in den Gemeinden. Diese Präsenz spiegelt sich auch im Inventar: in den Kulturgüterschutzinventaren sind Gemeindehäuser und Schulhäuser von fast allen Gemeinden verzeichnet, dazu zahlreiche Brücken und Feuerwehrspritzenhäuschen. Viele davon sind auch in den Anhängen kommunaler Bauordnungen als Schutzobjekte verzeichnet. Nach der Zusammenlegung der Gemeinden 2011 können diese Objekte auf ihre Bedeutung für die Region überprüft werden.

Kantonale Verwaltung

Als Länderort mit Landsgemeinde verfügte der Stand Glarus stets nur über eine minimale Bürokratie. Nicht einmal eine Hauptstadt besitzt der Kanton. Ausser dem Archiv (Gwölb) gab es im Hauptort ein Rathaus, Gerichte, die „Ankenwaage“, eine Polizeiwache und das Zeughaus für die öffentlichen Aufgaben; eine wahrhaft schlanke Infrastruktur. Der katholische Teil verfügte in Näfels über eine Kanzlei.

Nach dem Brand des Hauptortes 1861 musste die kantonale Verwaltung neu untergebracht werden. Dazu wurden das Regierungsgebäude (1862-64) von Bertrand Simon und das Gerichtsgebäude (1861-1864) von Johann Kaspar Wolff errichtet. Die Gebäude stehen im umgesetzten Stadtplan der beiden Architekten achsensymmetrisch zu Kirchgasse und Hauptstrasse. Ihre Längsfassaden beherrschen den Rathausplatz (heute Cityplatz) und den Spielhof, die beiden Plätze im neuen Stadtbild. Weitere Verwaltungsbauten leistete sich der Kanton Glarus nicht. Ein eigentlicher repräsentativer Amtssitz hätte die Bevölkerung eines Landsgemeindekantons ohnehin befremdet. Die Amtsstellen der wachsenden kantonalen Verwaltung wurden deshalb in umgenutzten Wohnbauten untergebracht.



Abb. 77: Glarus,
Gerichtsgebäude von
Johann Kaspar Wolff,
1861-1864.



Abb. 78: Ennenda,
Gemeindehaus von
Kehrer & Knell, Zü-
rich, 1888-1890.

Das Erdgeschoss
dient der neuen
Gemeinde Glarus als
Bauamt.

Kommunale Bauten

Die drei Glarner Gemeinden verfügen über ein reiches Erbe an Verwaltungsbauten, welche von den (vor 2004) 27 Gemeinden erstellt wurden. Dabei wurden nur wenige Gemeindehäuser bereits zu Verwaltungszwecken erstellt, die meisten wurden dazu umgenutzt. Trotz

der heute zentrierten Verwaltungen bilden die ehemaligen Gemeindehäuser einen Identifikationspunkt in den einzelnen Dörfern.

Öffentliche Dienstleistungen

Bauten zur Brandbekämpfung gibt es erst seit dem 19. Jahrhundert. In vielen Glarner Gemeinden haben sich sogenannte Spritzenhäuschen erhalten, in denen die **Feuerwehren** quartierweise ihr Material untergebracht hatten. Eigentliche Feuerwehrdepots wurden erst im 20. Jahrhundert erstellt. Die heutigen Depots der Stützpunktfeuerwehr befinden sich ausserhalb der dörflichen Kernzonen.



Abb. 79: Schwanden,
Feuerwehrdepot
1918.

Die **Polizei** war seit dem Brand von Glarus in den Pavillons des Gerichtsgebäudes untergebracht und konnte erst in den sechziger Jahren das von der Gemeinde erworbene Wohnhaus Heer-Mercier am Spielhof beziehen.

Gesundheits- und Fürsorgeeinrichtungen

Der Alte **Spital** von Glarus von 1558 beheimatete das ganze spärliche Armen- und Gesundheitswesen von Alt-Glarus bis 1860. Daraufhin wurden die unterschiedlichen Aufgaben auf entsprechende Bauten aufgeteilt und solche erstellt. Das moderne Kantonsspital wurde 1878-1881 erbaut und erfuhr mehrere An- um Umbauten, zum Beispiel das Tuberkulosehaus 1924-28 von Hans Leuzinger, der sich architektonisch am klassizistischen Hauptbau (heute Frauenklinik) und funktional an den alpinen Kurbauten orientiert.



Abb. 80: Glarus, Kantonsspital.

Tuberkulosehaus von Hans Leuzinger, 1924-1928.

Das Bürgerasyl Glarus wurde 1852-55 als Armenhaus erstellt und diente vor dem Abriss 2007 als kommunales Altersheim. Vermögende Bürger konnten sich im **Pfrundhaus** einkaufen, welches sich seit 1928-30 an erhabener Lage auf dem sog. Burghügel befindet und 2005 im Zuge der Zusammenlegung mit dem Altersheim saniert wurde; vom Asyl blieb nur der Name Asylstrasse. Dasselbe Schicksal ereilte das 1882-85 erbaute Waisenhaus Glarus 1955.



Abb. 81: Glarus, Alterssiedlung Volksgarten. Die Siedlung mit 32 Wohnungen, 1997 von Zimmermann-Architekten Aarau erstellt.



Abb. 82: „Plan des alten u. neuen Glarus“ von Simon bzw. Wolff von 1861 sah eine Überbauung des heutigen Volksgartens als mögliche Stadterweiterung bereits vor. Quelle: ETH-Archiv.

Im Volksgarten Glarus entstanden 1997 32 neue Alterswohnungen. Obwohl ihr Standort in der Bevölkerung umstritten war, entspricht die Bebauung einer Zonenerweiterung des Wiederaufbauplanes von 1861, der bis anhin eine Grundlage für die Raumplanung bildete.

Weniger offensichtlich als öffentliche Aufgabe oder als Gesundheitsbauten wahrgenommen, erscheinen öffentliche Toiletten. Gerade in Glarus wurden öffentliche **Toiletten und Pissoirs** rund um den Zaunplatz erstellt, um insbesondere den Landsgemeindebesuchern adäquate Bedürfnisanstalten zur Verfügung zu stellen.



Abb. 83: Glarus, Dr. Oswald Heer-Strasse, Abläschstrasse

Pissoir um 1910

Bundesbauten

Nach der Gründung des Bundesstaates 1848 waren Militär, Eidgenössische Technische Hochschule, Post- und Geldwesen die zentralen Einflussgebiete der Bundesregierung – ein vergleichsweise schlankes Staatsgebilde. Umso wichtiger war es, dass die entsprechenden Gebäude eine eidgenössische Ausstrahlung erhielten und sich architektonisch nicht zu stark den lokalen Traditionen unterordneten.

Militärische Hochbauten ohne defensiven Charakter gibt es daher im Kanton Glarus vergleichsweise wenige. Das **Zeughaus** von Glarus setzt sich aus drei Bauten zusammen: dem Kernbau von 1846-48, in welchem die Waffenwerkstatt, die persönliche Ausrüstung und (heute)

te) die Militärverwaltung untergebracht sind, der „Eidgenoss“ als Lagerraum für eidgenössisches Korpsmaterial und die 1888 auf Initiative aus Offizierskreisen hin erbaute Reithalle, in der sich heute das Korpsmaterial der Zivilschutzformation befindet.



Abb. 84: Glarus, Kaserne von Affeltranger und Aebli 1940.

Heute wird das schwer umnutzbare Gebäude teilweise für schulische Zusatzangebote genutzt.

Die Kaserne in Glarus ist ein typischer Kriegsbau von 1940, als einheitlich, günstig und rasch gebaut werden musste. Die Bauten dieser Generation erweisen sich in der Umnutzung als sperrig. Gleichwohl stehen sie für den Charakter einer Zeit, in der Wehrbauten höchste Priorität genossen. Militärbauten aus dem zweiten Weltkrieg fallen heute mehrheitlich aus dem Verteidigungsdispositiv; Überlegungen zu ihrer Erhaltung fallen daher vermehrt in die Zuständigkeit der Standortgemeinden.

Postgebäude wurden in der Regel in den kleineren Gemeinden von den Posthaltern selbst errichtet. Für grössere Gebäude gab es Ausschreibungen. Nach dem Brand von Glarus war das Postgebäude einige Zeit im Rathaus untergebracht, bevor 1893-96 ein eigener Bau

errichtet wurde. Gerade in den Kantonshauptorten waren Postgebäude bedeutende Träger eidgenössischer Emblematik. Theodor Gohl (1844-1910), Architekt der Glarner Post, wirkte ab 1892 als Chefarchitekt der Direktion der eidgenössischen Bauten; dabei entwarf er zahlreiche der prestigeträchtigsten Bundesbauten, welche die Kohäsion der Kantone mittels repräsentativen Bauten fördern sollten.



Abb. 85: Glarus, Postgebäude.

Theodor Gohl, 1893-1896. Die Quader bilden das gleichschenklige Kreuz als Symbol der Eidgenossenschaft. Der Segmentbogen am Mittelrisalit zeigt auf Höhe des Sooler Wappens den Kopf der Helvetia. Tambour und Kuppel wurden 1938 abgebrochen



Abb. 86: Ennenda, Postgebäude.

1913 von Josef Schmid-Lütschg im Heimatstil entworfen.

Für regional tätige Architekten waren Postgebäude gesuchte Referenzobjekte, so beispielsweise der Bau in Anlehnung an den Heimatstil des einheimischen Josef Schmid-Lütschg in Ennenda.



Abb. 87: Glarus, Hauptstrasse. Öffentlicher Brunnen aus Gusseisen von 1865.

Foto: Heinrich Speich 2010.

Brunnen

Quellen und Brunnen dienen der allgemeinen Versorgung der Bevölkerung. Auch wenn im Glarnerland das Trinkwasser in genügender Menge vorhanden ist, muss es erst zu den Verbrauchern geführt werden. Repräsentative Dorfbrunnen oder grosse Viehtränken wurden nicht gebaut. Das fast überall vorhandene Gefälle erlaubte eine Feinverteilung und entsprechend zahlreiche Brunnenbauten in den Weilern und Quartieren. Nach dem Brand von Glarus erhielten die einzelnen Häusergevierte Brunnen in den Innenhöfen. Somit konnten Brände rascher bekämpft werden und für zahlreiche Haushalte verkürzte sich so der Weg zum Trinkwasser.

Verkehrsinfrastruktur

Der Zugang zum Glarnerland erfolgt von Norden her. Die Linth diente in vorindustrieller Zeit als Wasserweg und Ost-West-Achse zwischen Zürich und den Bündner Alpenpässen. Weesen war Umschlagplatz für den regionalen Handel und für Salz, von Näfels aus fuhr in der frühen Neuzeit ein Marktschiff wöchentlich nach Zürich. Die Strasse folgte den Hängen und diente insbesondere dem regionalen Austausch.



Abb. 88: Oberurnen, Alter Landesfussweg von Oberurnen in Richtung Näfels.

Foto: Heinrich Speich 2008.



Abb. 89: Näfels, Altweg.

An der Näfelser Fahrt werden aufgelassene Wege wieder benutzt. Teilweise müssen dazu eigens Stege gelegt werden.

Foto: Heinrich Speich 2011.

Die flachen Ebenen im Talgrund des Glarnerlandes wurden bis in die Neuzeit hinein von Wegen und Strassen gemieden, weil der Linthlauf sich durch Überschwemmungen ständig änderte. Stege und Brücken wurden an Fixpunkten erbaut, an denen der Fluss sein Bett nicht ändern konnte, zum Beispiel in Netstal, Glarus, Mitlödi, Rüti und Engi.

„Strasse“ war für diese Art der Verbindung allerdings schon recht hoch gegriffen. Es handelte sich um einen Karrweg, der bestenfalls dafür geeignet war, mit schmalen Gespannen befahren zu werden.



Abb. 90: Der Alte Landesfussweg im Thon bei Schwanden.

Die Verkehrswege gehören zur „trägen Infrastruktur“, die ihren Verlauf nur selten änderte, darin den Kirchen vergleichbar. So folgt der Alte Landesfussweg noch heute weitgehend dem Verlauf der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wege. An der Näfelser Fahrt werden beispielsweise solche alten Verbindungen benutzt. An anderen Stellen bestehen alte Wegrechte, die Verbindungen werden aber nicht mehr begangen.

Abgegangene Wege stehen im Normalfall nicht unter Nutzungs- und Siedlungsdruck. Trotzdem gibt es Ausnahmen. Die Verwendung von

Asphaltbelägen anstelle der feinen Kiesschotterung verändert den Charakter und die Kapazität der Verkehrswege – insbesondere bei Winternutzung. Der Einsatz grösserer Fahrzeuge in der Landwirtschaft gefährdet traditionelle Wegsituationen, beispielsweise im Thon (Abb. 13), wo die Strassenbegrenzungen des 19. Jahrhunderts ohne Bewilligung ausgerissen und zur Seite gelegt wurden, um die Bewirtschaftung mit breiteren Fahrzeugen zu ermöglichen.



Abb. 91: Die Matt zwischen Thon und Nidfurn.

Der Alte Landesfussweg wird noch von den Randsteinen gesäumt, die mittlerweile ein Hindernis für die motorisierte Landwirtschaft geworden sind.

Foto: Heinrich Speich 2009, vor der Entfernung der Randsteine.

Diese Zeugen der Kommunikation und des Güterausstausches sind wichtig, um die Siedlungsgenese nachvollziehen zu können. Fallweise können diese Pfade auch touristisch nutzbar gemacht werden, beispielsweise in Ennetbüels als beliebtes Naherholungsgebiet.



Abb. 92: Ennenda, Ennetbüels-Geizen.

Wiederhergestellte Geissgasse in bewusst gepflegter kleinbäuerlich geprägter Landschaft. Objekt des Inventars der historischen Verkehrswege der Schweiz (IVS).

Als Begleiterscheinung der Industrialisierung fand im 19. Jahrhundert die sogenannte Verkehrsrevolution statt: Es wurden grössere Gütermengen über weitere Strecken transportiert. In der Schweiz ersetzten Fahrstrassen über die Alpenpässe die Saumpfade.

Im Kanton Glarus wurden die Strassen nur zögerlich gebaut – dafür bestand ab 1859 ein Eisenbahnanschluss bis Glarus und 1879 bis Linthal. Im Sernftal ersetzte die Bahn die Postkutsche 1905. Die Massengüter wurden im Glarnerland von nun an hauptsächlich mit der Bahn transportiert. Breitere Strassen durchziehen das Tal mit dem Aufschwung des motorisierten Individualverkehrs und der Verlagerung der Massentransporte von der Schiene auf die Strasse erst seit den 50er/60er Jahren des 20. Jahrhunderts.



Abb. 93: Glarus,
Bahnhof.

Wagenremise 1859,
vor der Renovation
2015.



Abb. 94: Rütli, Station
mit Güterschuppen
1879.

Bildungs- und Kulturbauten

Bildungsbauten sind eine klassische „öffentliche Bauaufgabe“. Schulhäuser sind durch ihre Entstehung und Nutzung eng mit der gesellschaftlichen Entwicklung verbunden und deshalb überdurchschnittlich oft vertreten.

Dabei müssen verschiedene Bauaufgaben unterschieden werden: Eigentliche Schulhäuser für „Volksschulen“, also der Kinder im schulpflichtigen Alter, Kinderkrippen, Kindergärten, Berufsschulen und Einrichtungen der höheren Bildung. Dazu gehören im Weiteren aber auch Institutionen, welche der Bildung angegliedert sind: Musikschulen, Sportanlagen und Anlagen schulischer Zusatzangebote wie beispielsweise kommunale Ferienhäuser.



Abb. 95: Ennenda,
Schulhaus, 1829.

Klassizistischer drei-
geschossiger Bau,
vor den Zürcher
„Musterbauplänen“
von 1834 erstellt.

Nach 1800 fanden die Ideen Johann Heinrich Pestalozzis Anklang und wurden von den Gemeinden und den konfessionellen Landesteilen zögerlich umgesetzt. Ein eigentlicher Boom der Bildungsbauten setzte in der Schweiz in den 1830er Jahren ein.

Im Kanton Glarus wurde mit der Verfassungsrevision von 1837 die Schulpflicht für Kinder von fünf bis zwölf Jahren vorgesehen und 1856 mit dem Verbot der Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren in Fabriken allgemein umgesetzt.



Abb. 96: Glarus, Zaunschulhaus.

1835 für Evangelisch-Glarus erstellt; heute Gewerbeschule.



Abb. 97: Glarus, Burgschulhaus.

Anstelle der älteren Schule von Katholisch-Glarus 1859-61 erbaut. Derzeit als Primarschule für die 1.+2. Klasse genutzt. Der Baumgarten von 1894 befindet sich nordseitig (hinten).



Abb. 98: Schwändi, Schulhaus mit Gemeindeverwaltung, 1835.



Abb. 99: Diesbach, „Neues“ Schulhaus, 1854.

Zahlreiche Schulhäuser der Gemeinden werden heute alternativ genutzt. Hier die Geschäftsstelle der Spitex Glarus Süd.

Einzelne Gemeinden hatten schon vorher auf eigene Initiative Lehrer angestellt und gemeindeeigene Schulhäuser errichtet. Sie orientierten sich dabei an den Erfahrungen im Kanton Zürich mit den „Musterplänen zu Schulhäusern für den Kanton Zürich“ von Heinrich Bräm und wurden oft klassizistischen Wohnbauten mit Walmdächern nachempfunden. Den pädagogischen Forderungen nach „Licht und Raum“ wurde dabei zunehmend Rechnung getragen.

Trotzdem blieb in den meisten Gemeinden die räumliche Nähe zu kirchlichen Institutionen bestehen. In den 1830er bis 1860er Jahren entstanden in den meisten Glarner Gemeinden Schulhausneubauten nach klassizistischem Muster. Auch die kleineren Gemeinden erstellten nach zürcherischem Vorbild dreigeschossige, klassizistische Schulhausbauten mit dem charakteristischen Uhr- und (Schul-) Glockenturm.

Bereits kurz vor der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurden die Vorplätze der Schulen abgetrennt und mit Bäumen bepflanzt, so zum Beispiel im Burgschulhaus in Glarus (1894) oder in Diesbach.

Abgelegene Ortsteile erhielten eigene Schulhäuser, so der Näfelserberg, die Weissenberge ob Matt oder Auen in Linthal. In diesen „Ausposten“ wurden nach älterem Vorbild Schulzimmer und Lehrerwohnung untergebracht, am Näfelserberg auch gleich die Kapelle.



Abb. 100: Linthal, Auenschulhaus.

Erbaut 1959 von Zweifel+Marti, Glarus. 1999 wurde das Schulhaus geschlossen und verkauft; es dient heute Wohn- und Tourismus-zwecken.

Während die Schulbauten zwischen 1900 und 1950 von aussen ausgesprochen traditional ausgeführt wurden, folgt die Binnengliederung den pädagogischen Konzepten der Zeit. Erst nach dem ersten Weltkrieg wurden Sportanlagen in die Planung der Schulbauten mit einbezogen. Noch bis in die 60er Jahre hinein wurden diese meist separat und in Distanz zu den zentral gelegenen Schulhäusern erstellt, z.B. in Mitlödi und Ennenda.

Die Erweiterung des Schulobligatoriums auf acht Jahre führte zum Bau von Schulhäusern der Oberstufe. Diese wurden nicht mehr in jedem Dorf, sondern von den regionalen Oberstufen-Schulkreisen getragen. In den 50er und 60er Jahren erfolgte eine Welle an Neubauten, die den gewandelten pädagogischen Bedürfnissen Rechnung trugen und in denen auch kleinere Klassen stufengerecht unterrichtet werden konnten.



Abb. 101: Niederurnen, Schulhaus Linthescher.

1954 entwarfen Hans Leuzinger und Jean Graf die Pläne für den ersten Teil der Anlage (rechts, mit Uhr-turm). Sie wurde seither mehrfach erweitert.



Abb. 102: Hätzingen, Oberstufenschule 1922.

Der Bau beinhaltet eine Turnhalle (links) und wird heute als Primarschule genutzt.



Abb. 103: Schwanden, Schulhaus Buchen.

Von Albert Fries 1958 als Primarschulhaus erbaut. Die vom Architekten vorgesehene Lösung für einen südseitigen Anbau wurde nicht umgesetzt.

Um 1900 hielten neue Formen der Bildung im Schulalltag Einzug. Der Basler Turnpionier Adolf Glatz errichtete 1894 mit Hilfe der Gemeinde ein erstes Ferienheim im Morgenholz bei Niederurnen, um städtischen Kindern Aufenthalte in der frischen Bergluft zu ermöglichen. Die Gemeinde Glarus baute 1909 auf der Schwammhöhe ihr Ferienheim Sackberg, weitere Glarner Gemeinden folgten.



Abb. 104: Glarus, Altes Stadtschulhaus 1872.

1956-1977 Kantonschule, heute kantonale Verwaltung und Landesbibliothek.

Höhere Bildung wurde früher als Privatsache angesehen, darum kümmerte sich die Familie, bestenfalls noch der Pfarrer. Trotzdem bestand in Glarus seit 1510 sporadisch eine Lateinschule. Erst 1956 wurde in der ehemaligen Stadtschule in Glarus ein kantonales Gymnasium eingerichtet, welches 1977 einen Neubau bezog.



Abb. 105: Ennenda, Ennetbüels, Kleinkindergarten, 1919.

Bedeutend früher als für die gymnasiale Bildung setzten sich die Gemeinden für die Betreuung der Kleinkinder ein, insbesondere der Kinder von in der Industrie arbeitenden Müttern. In Ennenda entstanden beispielsweise innert weniger Jahre die Gebäude, welche eine vorschulische Betreuung ermöglichten. Die Kinderkrippe entstand 1931 auf Initiative des Hilfsvereins Ennenda, der Kindergarten in Ennetbüels bereits 1919. Beides sind Werke des Glarner Architekten Hans Leuzinger.

Freizeitbauten

Seit 1559 bestand in Glarus eine „Tanzlaube“. Freizeitbauten bilden eine traditionelle Bauaufgabe, wenn auch keine ausschliesslich öffentliche. In die Reihe dieser halböffentlichen Bauten gehört auch das Schützenhaus in Glarus, welches 1858-1860 erstellt wurde. Der Bühnensaal mit bis zu 300 Plätzen blieb bis zur Eröffnung der Aula der Kantonsschule die einzige Stätte für Theater und Konzerte in Glarus.



Abb. 106: Näfels,
Oberseetal: Bergbadi

Im 20. Jahrhundert nahm das Baden eine zunehmende wichtige Stelle in der sommerlichen Freizeitgestaltung ein. Neben den Badestellen an den Glarner Seen gibt es seit 1922 ein kommunales Freibad in Glarus, weitere aus der Nachkriegszeit in Netstal, Schwanden, Schwändi und Näfels.

Andere sind wieder verschwunden. Im Oberseetal befindet sich seit den 50er Jahren ein Schwimmbad. Seit der Einführung des Schulschwimmens wurden Frei- und Hallenbäder zu einer öffentlichen Bauaufgabe. Das Hallenbad im Gründli in Glarus ist sogar diesem

Zweck vorbehalten. Für die Region Linthgebiet wurde zusammen mit dem Bad ein grosszügiges Sportzentrum errichtet, welches dem Breitensport zur Verfügung steht und massgeblich durch Beiträge von Gemeinden und Kanton betrieben wird.

Museen

Im Kanton Glarus gibt es einen einzigen nennenswerten öffentlichen Museumsbau: das Kunsthaus im Volksgarten Glarus. Das Museum wurde 1951/52 von Hans Leuzinger für die Sammlungen des Glarner Kunstvereins und die Sammlung Schneeli geplant und steht in der Tradition der grossen Museumsbauten mit Seitenlichtsaal, Oberlichtsälen und Atrium in der Publikumszone sowie Unterbringung der Sammlungen im Untergeschoss.



Abb. 107: Glarus,
Kunsthaus.

Projektierung durch
Hans Leuzinger
1951/52 in Zusammen-
arbeit mit Daniel
Aebli.

Gewerbe- und Industriebauten im Glarnerland

Nutzbauten in der Siedlungslandschaft



Abb. 108: Mitlödi, Soolerstrasse, heutige Mitlödi Textildruck AG, ehemals Seidendruckerei Mitlödi (1937-2003).

Seit dem 17. Jahrhundert suchten Glarner zunehmend Beschäftigung ausserhalb der Landwirtschaft, welche der rasant ansteigenden Bevölkerung nicht genügend Erwerbsmöglichkeiten bot. Während im katholischen Landesteil Söldnerdienste hoch angesehen waren, versuchten sich zahlreiche reformierte Glarner als Krämer, Händler und im Bereich der frühen Manufakturen.

Im Bereich der gewerblichen Produktion und Veredelung lokaler Ressourcen schufen sich beispielsweise Händler aus Ennenda einen Namen, welche mit Hartholz gefasste Steinplattentische dem Wasserweg am Rhein entlang bis Holland handelten. Auf demselben Weg wurde der Glarner Schabziger vertrieben, der als frühes Markenprodukt eng mit der Wahrnehmung des Glarnerlandes verknüpft war.



Abb. 109: Linthal Auen. Webkeller in Doppelwohnhaus.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts arbeiten Glarner für Zürcher Textilunternehmer im Verlagsbetrieb. Nach 1720 importierten erste Unternehmer Rohbaumwolle. Diese wurde in Webkellern verarbeitet, die zur Verarbeitung von Flachs optimalerweise eine spezifische Feuchtigkeit hatten und daher meist in den eingetieften Erdgeschoss eingebaut wurden.

Abb. 4.



Abb. 110: Schwaden, Mühle. Ehem. Hänggitterm der Firma Blumer, heute als Aufführungsraum für Konzerte und Theater genutzt.

In der zweiten Jahrhunderthälfte entstanden Färbereien, Bleichereien, Webereien und Druckereien.

Doch der grosse Aufschwung begann erst nach den napoleonischen Wirren und Kriegen. Überall dort, wo Wasserkraft genutzt werden konnte, entstanden ab ca. 1820 Fabriken. Diese veränderten die soziale Zusammensetzung der Gesellschaft und das Aussehen der Siedlungen massgebend. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich der Glarner Süden entlang der Linth zu einer der dichtesten Industrielandschaften Mitteleuropas.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verschoben sich die Schwerpunkte vom Textildruck zu Spinnereien und Webereien; die Zahl der Arbeiter war rückläufig. Der Verlust an Arbeitsplätzen wurde kompensiert durch Neugründungen der Sekundärindustrie wie Maschinen- und Apparatebau, Baustoffproduktion und eine Steigerung im tertiären Sektor.



Abb. 111: Mitlödi, Komet Radio, Hänggitterm ehem. Trümpi / Schaeppi.

Aus: *Industriebrä-chen_GL_07_2013*

Die Weltkriege führten zum Zusammenbruch der Glarner Textilindustrie. Gleichwohl blieb der Kanton Glarus wirtschaftlich vom Industriesektor und den verbliebenen Textilbetrieben abhängig. Der Ersatz der verlorenen Arbeitsplätze in der industriellen Produktion und die Bewältigung des sozialen Wandels hin zur modernen Dienstleistungsgesellschaft sind bis heute noch nicht abgeschlossen. 2001 arbeiteten immer noch 42,5% der Beschäftigten im Kanton Glarus in der Industrie.



Abb. 112: Niederurnen, Eternit AG, Verwaltungsgebäude. Von Haefeli/Moser/Steiger 1945-55 entworfen.

Die Nutzung natürlicher Ressourcen im Glarnerland

Lithische Ressourcen wurden im Glarnerland wohl seit der mittleren Steinzeit genutzt. Damals dienten Steine mit hohem Quarzanteil, zum Beispiel Silex (Feuerstein), Radiolarit oder Bergkristall als Ausgangsstoff für die Werkzeugproduktion. Ein früher Abbau am Mürtchenstock erscheint aufgrund topographischer Qualitäten und Vergleichsbeispielen wahrscheinlich.

Spätestens seit dem Mittelalter wurden im Sernftal **Schieferplatten** zur Verwendung am Bau und zur Möbelproduktion abgebaut. Seit dem 19. Jahrhundert geschah dies im grossen Stil, bergmännisch in Engi und Matt, in Elm auch im Tagebau.



Abb. 113: Elm, Schiefertafelfabrik.

Ab 1898 wurden die Schieferplatten für die Verwendung als Tafeln und Platten zugeschnitten (heute Museum).

Ab 1610 wurden Plattentische in Manufakturen hergestellt, hauptsächlich in Ennenda. Diese Protoindustrie beschäftigte allein dort bis zu 140 Personen. Die Produktion fand in den Keller- und Erdgeschossen der Wohnhäuser statt. Eigene Fabriken wurden dazu nicht errichtet. Erst Ende des 19. Jahrhunderts, als der Abbau industrielle Ausmasse angenommen hatte, entstand in Elm die Schiefertafelfab-

rik, wo im Dorfzentrum die Platten zu Schreibtafeln zugeschnitten und in Holzrahmen eingepasst wurden.

Das Aufmauern von Bruchsteinmauern wurde durch Mörtel aus lokaler Produktion ermöglicht. In vorindustrieller Zeit, wurde Kalkmörtel vor allem für Sockelgeschosse und Feuerhäuser von Holzbauten verwendet und dazu lokale Lagerstätten ausgebeutet. Der Bau massiver Wohnbauten und der Fabrikbauten änderte dies, die Nachfrage nach dem Endprodukt Zement stieg und es entstanden feste **Kalkbrennereien**, zum Beispiel in Schwanden, unterhalb der Burgruine Benzenen, die 1899 nach Netstal verlagert wurde. Die industrielle Produktion der „Chalchi“ in Netstal mit einer langjährigen Abbaubewilligung führte zu den üblichen Investitionen: Fabrikgebäude, Bahnanschluss, Kraftwerk, Arbeiterhäuser und Kantine.



Abb. 114: Netstal, Kalkfabrik, vor 1930.

Bildrechte: Kalkfabrik Netstal AG

Für die moderne Baustoffproduktion im Glarnerland steht exemplarisch die **Eternit AG** in Niederurnen, wo seit 1903 Faserzementplatten für die ganze deutschsprachige Schweiz hergestellt werden.

Auf der Wiederverwendung von Textilien aufbauend, entwickelte sich die **Papierindustrie** seit dem späten 17. Jahrhundert, vorwiegend in Netstal. Dabei wurde an mehreren Standorten Schreibpapier, Karton und später auch Filterpapier hergestellt.



Abb. 115: Netstal, Kreuzbühlstrasse, Tschudi & Cie. AG Feinpappen.

Ein weiterer Rohstoff ist im Kanton Glarus intensiv genutzt worden: Holz. Eichenholz war im Voralpengebiet stets Mangelware. Dieser Mangel fiel aber nicht so stark ins Gewicht, weil mit zunehmender Blockbauweise keine weiten Räume überspannt, bzw. keine senkrecht tragenden Ständer verbaut werden mussten. Blockkonstruktionen und Dachwerke im Glarnerland sind praktisch ausschliesslich aus Rottanne gezimmert. Auch Bretter, Latten und Schindeln sind hauptsächlich aus Rottanne gefertigt. Dieses Nadelholz kommt in den sogenannten Hochwäldern oberhalb der Laubwaldgrenze vor und wurde bis ins 18. Jahrhundert den Bauwilligen von den Bürgergemeinden (Tagwen) günstig zur Verfügung gestellt. Erst die industrielle Bauweise und der Import von Baumaterial mit der Eisenbahn löste die Rottanne als wichtigstes Baumaterial im Glarnerland ab.

Für die Wandtäfelungen und für einfachere Möbel wurde hauptsächlich Rotbuche verwendet. Laubhölzer wie Nussbaum, Birnbaum, Kirschbaum, Ulme oder Bergahorn dagegen waren gesuchte Edelhölzer für die Möbelproduktion. Seit 1908 produziert die **Möbelfabrik** Horgenglarus in der 1904 still gelegten Druckerei in Glarus Tische und Stühle in Manufakturqualität.

Wasser stellt eine vielfältig genutzte Ressource dar. In seiner ursprünglichen Form als Trinkwasser wird es in Elm seit 1925 abgefüllt und ab 1927 auch als Elmer Citro angeboten. Daneben bestanden 1827-1981 in Glarus und seit 1828 in Schwanden Brauereien mit regionaler Ausstrahlung.



Abb. 116: Niederurnen, Mineralbad; Badstube.

Vom Hotel rechts erfolgte der Zugang zum Badhaus im gedeckten Holzgang.

Bäder bestanden im Kanton Glarus bereits vor der grossen Ära des Tourismus. In Niederurnen war das Mineralbad bereits um 1471 in Gebrauch. In Linthal wurde 1830 das erste Kurhaus am Bad Stachelberg errichtet.

Seit dem Mittelalter wurde Wasser zur **Energiegewinnung** eingesetzt und gezielt durch die Dörfer geleitet, um daran spezialisierte Gewerbe zu betreiben.



Abb. 117: Leuggelbach, Allmeind, Entsender des heutigen Kleinkraft-werks.



Abb. 118: Eisgewinnung im Klöntal..

Bildrechte:
www.glarner-heimatbuch.ch/uebungen_exe/gletschern_kloental/index.html

Die Ortsnamen Bleiche, Stampf, Mühle, Wühre etc. deuten auf diese Aktivitäten hin. Am Ende des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert wurde Wasserkraft vor allem zur Stromgewinnung genutzt. Das Ausbauprojekt Linthal 2015 belegt die ungebrochene Attraktivität der Wasserkraft als Spitzenenergie. In Form von **Eis** wurde das Wasser des Klöntals bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein genutzt. Dabei wurden wie in zahlreichen anderen Seen der Schweiz Blöcke aus dem Eis gesägt, ins Tal transportiert und dann mit Bahn oder Schiff weiter verteilt. Davon zeugen noch zahlreiche Eiskeller, beispielsweise von Restaurants oder Brauereien.

Frühe Fabriken der Textilindustrie

Für die frühe Konzentration der Arbeitsprozesse in Manufakturen wurden zuerst Wohnhäuser umgenutzt. Die ersten Neubauten von Fabriken für die industrielle Produktion glichen noch stark grossbürgerlichen Wohnbauten.

Von den frühen Fabrikbauten sind einige erhalten geblieben: In Mollis wurde um 1765 die sog. (Seiden-)Bandfabrik erbaut, diejenige in Niederurnen um 1790, nur kurze Zeit später die Fabrik in der Eich in Glarus.



Abb. 119: Mollis, Bandfabrik.

Viergeschossiges Gebäude mit auffällig regelmässiger Befensterung, 1765 als Seidenbandfabrik erbaut.

Die Bauten in Mollis nahmen Volumetrie, Dachform und Befensterung der zeitgleichen Wohnbauten auf. Der sogenannte Fabrikhof imitierte gar ein herrschaftliches Doppelwohnhaus.



Abb. 120: Mollis, sog. Fabrikhof.

Kombiniertes massives Produktionsgebäude und Wohnhaus im Stile eines spätbarocken Doppelwohnhauses mit Kranzgesims und Attikageschoss, 1785.

In Niederurnen und Glarus dagegen wurden die Fabrikneubauten als nüchterne, unverputzte gezinkte Blockbauten ausgeführt. Die schlichten Bauten hoben sich dadurch klar von den Wohnbauten ab.



Abb. 121: Niederurnen, Seidenbandfabrik,

Gezinkte Blockkonstruktion von 1790.



Abb. 122: Glarus, Eich.

Gezinkter Blockbau von 1783. Der Fabrikbau hatte trauf- und giebelseitig die Funktion einer Lufthänge. Spätere Umgestaltung zu Wohnzwecken.

Die Blüte des Fabrikbaus

Nach 1800 entstanden nach englischem Vorbild zahlreiche Fabrikbauten entlang der Linth. Mit der Konzentration der Produktionsanlagen sollte die Energie optimal genutzt und die Kosten tief gehalten werden.

Die Fabriken dienten aber auch der Repräsentation von Firma und Besitzer und setzten sich durch ihre Volumetrie, Fensterachsen und mit architektonischen Zierelementen von traditionellen Bauten ab. So entstanden die sogenannten Fabrikschlösser, welche mit ihrer räumlichen Dominanz bis heute die Ansicht der Dörfer prägen.

Während des 19. Jahrhunderts entstanden über 70 Fabriken. Neubauten wurden neben bestehende Gebäude gesetzt, neue Maschinen verlangten neue Behausungen und Umnutzungen veränderten den Anblick der gewachsenen Fabrikensembles. Die Bausubstanz

dieser Fabriken repräsentiert jeweils die Blütezeit der Firma, wobei der Zustand der einzelnen Gebäude stark variiert.



Abb. 123: Rüti, Spinnerei Bofil.

Das Fabrikensemble dominiert den Dorfeingang



Abb. 124: Leuggelbach, Decoral-Werke.

Trotz mehrfacher Umnutzung ist das Fabrikensemble fast unverändert geblieben.

Gebäude, die noch von der Textilindustrie genutzt werden, sind meist innen modernisiert und haben neuere Anbauten erhalten. Dafür stehen diese Gebäude oft noch in funktionalem Zusammenhang mit der Bauintention. Zahlreiche Bauten stehen dagegen leer, manche seit Generationen. Gerade deshalb sind an diesen Gebäuden konstruktive Elemente der Bauzeit oft unverändert erhalten.



Abb. 125: Ennenda, Trümpiger. Druckereigebäude, später Kontor der Firma Daniel Jenny & Cie. von 1854.

Seit 1900 wird das Gebäude nicht mehr zur Produktion genutzt.

Gerade die Bauten der Übergangszeit von 1840 bis 1870 zeigen die Innovationskraft der lokalen Baumeister. Vorgefertigte Bauelemente wurden für Generalunternehmern in der Region gefertigt und aufgebaut, schon bevor mit der Bahn (1857 bis Glarus, 1879 bis Linthal) diese Teile günstig importiert werden konnten.



Abb. 126: Ennenda, Mühlflüer. Firma Fröhlich, Brunnschweiler & Cie.

Shedbau 1897 mit modernem Flusskraftwerk (2009).

Oben rechts im Bild die zugehörige Fabrikantenvilla „Friedberg“.

In dieser Zeit wurden die meisten Fabrikbauten errichtet. Da eine Fabrik eben wie eine Fabrik auszusehen hatte und nicht wie ein Gewerbebau oder ein Wohnhaus, verloren die traditionellen, regional verankerten Gebäudetypologien ihre Vorbildfunktion für den Industriebau gänzlich.

Ab ca. 1890 war der Fabrikbau durchgehend industrialisiert und die Neubauten unterschieden sich in Material und Konstruktion nicht mehr von solchen in benachbarten Regionen. Die Verwendung der neuen Materialien Glas und Stahl favorisierte den eingeschossigen Bau. Die Fabrikneubauten des 20. Jahrhunderts sind im Kanton Glarus im Vergleich zur Blütezeit der Textilindustrie vergleichsweise bescheiden. Grössere Areale wurden in Niederurnen (Eternit), Näfels (Netstal Maschinen), Ennenda (Teppichfabrik) oder Schwanden (Therma, Kunststoff) überbaut.

Verwaltungsgebäude

Neben den Fabrikationsgebäuden wurden zunehmend spezialisierte Verwaltungsbauten auf dem Fabrikareal erstellt.

Auch diese Bauten repräsentierten die Firma. Ursprünglich bildete das Wohnhaus des Besitzers das „Büro“ oder den „Kontor“. Die Architektur der Verwaltungsbauten orientierte sich daher vielfach am klassizistischen Wohnbau als Inbegriff für Rationalität am Bau. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde dieser „Führungsanspruch“ klassizistischer Architektur auf die Verwaltungsbauten übertragen; diese verkörperten Legitimität, Modernität und gesellschaftlichen Führungsanspruch der Fabrikbesitzer.

Eigentliche Direktions- oder Verwaltungsgebäude entstanden erst gegen 1900 und trugen den veränderten Anforderungen an Produktentwicklung, Administration und Repräsentation Rechnung.



Abb. 127: Haslen, Daniel Jenny & Co.

Kennzeichnung des Büroeingangs, um 1900



Abb. 128: Hätzingen, Villa Damm, später Direktionsgebäude der Weberei Hefti.

Klassizistischer Wohnbau mit Kamin und Giebeldreieck, um 1830.



Abb. 129: Schwanden: Therna.

Verwaltungsbau von Hans Leuzinger, 1941-42

Hänggitürme der Färbereien und Druckereien

Der wohl charakteristischste Bautyp der Glarner Fabriken stellt der für die Trocknung der frischbedruckten und gewaschenen Stoffbahnen benutzte Hänggiturm oder Hängeturm dar. Am Ende des Booms der Textildruckereien um ca. 1870 gab es in jedem Dorf mindestens eine Druckerei und die entsprechenden Hänggitürme. Davon sind noch einige Exemplare gut erhalten, in ihrer Substanz allerdings durch Nutzungsdruck bedroht.

In ihrer Verbindung von traditionellem Zimmermannshandwerk und industrieller Aufgabe stehen sie für das Selbstverständnis der verwurzelten und gleichzeitig weltoffenen Glarner.

Die Hänggitürme gliedern zusammen mit den langgezogenen Fabrikkomplexen und den Hochkaminen die Siedlungslandschaft des hinteren Glarnerlandes.



Abb. 130: Ennenda, Ennetbüels, Tschachen, 1865.

Ursprünglich wurden einfach grössere Dachüberstände dazu genutzt, die langen Stoffbahnen zum Trocknen aufzuhängen; später wurden hohe Gebäude speziell dafür gebaut. Entgegen der geheizten „Heisshänge“ wurden die Stoffbahnen in der „Lufthänge“ an der Luft getrocknet.



Abb. 131: Mitlödi / Ennenda, Holenstein.

Instand gestellter Hänggiturm (1996).



Abb. 132: Schwanden, in der Wühre.

Früher Hänggiturm der Färberei Blesi, Zustand von 1840; später zu Wohnzwecken umgestaltet.

Hochkamine

Zur Heisshänge gehörte jeweils auch ein Feuerhaus mit hohem Kamin, damit die Luft zur Trocknung vor allem bei der Rotfärberei erzeugt werden konnte.



Abb. 133: Ennenda, Trümpiger (Daniel Jenny & Co).

Gekürzter Hochkamin des 1907 abgerissenen Hänggiturms.

Energieversorgung

Seit Beginn der Industrialisierung wurden die Fabrikneubauten am Wasser erstellt. Wasserrechte zum Betrieb von Transmissionsanlagen und Kleinkraftwerken konnten günstig von den Tagwengemeinden gekauft werden.

Mit dem Löntschkraftwerk in Netstal wurde 1905 bis 1908 das erste Schweizer Kraftwerk gebaut, welches gezielt im Verbund mit dem Laufkraftwerk Beznau (AG) Spitzenenergie für ein überregionales Stromnetz produzierte.



Abb. 134: Haslen, Sand (Daniel Jenny & Co).

Dampfmaschine zum Antrieb des Schwungrades (im Hintergrund) der Riementransmission. Die Anlage wurde um ca. 1910 durch eine elektrisch betriebene Anlage ersetzt.



Abb. 135: Oberurnen, Grütli.

Zulaufkanal der ehem. Spinnerei.



Abb. 136: Netstal,
Butzi, Löntschwerk
NOK.

Maschinenhalle
von 1908.

Die Gemeinden arbeiteten weiter mit den kommunalen Wasserkraftwerken, für welche Bauten im sog. Heimatstil bevorzugt wurden. Der industrielle Charakter der Bauten trat damit in den Hintergrund. Das Betriebsgebäude des Pumpspeicherkraftwerks Linth-Limmern in Linthal Tierfehd entstand 1962 und ist zeitgemäss schmucklos ausgeführt.



Abb. 137: Näfels,
Elektrizitätswerk
der Gemeinde am
Löntsch.

Industrieabhängiger Wohnbau

Fabrikantenvillen



Abb. 138: Glarus, Haus in der Wiese.

Um 1770 für den Textilpionier J.H. Streiff von J.J. Messmer erbaut.

Die Wohnhäuser der Fabrikbetreiber unterschieden sich bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht von denen anderer funktionaler Eliten im Tal. Ab etwa 1840 allerdings waren die „Fabrikanten“ zu einer eigenen sozialen Schicht mit entsprechenden Repräsentationsbedürfnissen geworden.



Abb. 139: Glarus, Villa Haglen.

1834 von C. F. von Ehrenberg für Christoph Trümpy ausserhalb des Ortszentrums errichtet.

Die Villen der Industriellen waren von Ökonomiegebäuden, Ställen, Wasch- und Gewächshäusern sowie grosszügigen Parkanlagen umgeben. Nicht selten wurden die repräsentativen Wohnbauten in Sichtdistanz zu den Fabriken angelegt und beherrschten damit sichtbar die Fabrik-Ensembles. Bis heute prägen die industrieabhängigen Wohnbauten der Fabrikanten die Wahrnehmung der Ortschaften, insbesondere in Ennenda und in Glarus Süd.

Gerade im protestantisch geprägten Glarus stachen die neuen Villen mit ihren vielfältig gegliederten Fassaden mit Elementen der französischen Renaissance und des Barock sowie unregelmässigen Grundrissen nach englischem Vorbild ins Auge.



Abb. 140: Mittlödi Weisse Villa.

1865 für F. Trümpi erbaut. Die klassizistische Villa wurde 1890 schlossartig im Stil der Neorenaissance ergänzt.

Die beiden Inhaber der Firma Trümpi Schaeppli lieferten sich einen Wettstreit im Bauen.



Abb. 141: Mittlödi, Villa Waldegg des Fabrikanten Henry Schaeppli.

1893 von Chiodera/Tschudi, Zürich, erbaut. Zur Villa gehört ein eigener Reitplatz.

Zeilenbauten

Die Zeilenbauweise hielt im Glarnerland nicht erst mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert Einzug. Seit dem 17. Jahrhundert wurden traufständige Häuser in Dorfzentren zu kleineren und grösseren Zeilen erweitert.

Die Bevölkerungsexplosion in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte zum Bau ganzer Neubauquartiere, die teils auch so genannt wurden. Die traditionelle Strickbauweise der Einzel- und Doppelwohnhäuser trat bereits ab ca. 1830 zugunsten des Rohstoff- und Platz sparenden Zeilenbaus aus Bruchsteinen zurück. Die frühen Bauten bis etwa 1850 waren noch kaum standardisiert. Später wurden Reihen, Zeilen und ganze Quartiere planmässig erstellt.



Abb. 142: Ennenda, Mühlestrasse. Die einzelnen Häuser wurden bereits im 18. Jahrhundert zu einer Zeile vereinigt.



Abb. 143: Sool, Neugasse 3-9.

Die Zeile in Sool, abseits der Fabrikbauten belegt, dass die Zeilenbauweise eine Begleiterscheinung, aber keine direkte Folge der Industrialisierung im Glarnerland war.

und Weber sich dort nieder liessen. Die frei gewordenen Bauten in den Dorfszentren wurden in der Folge von tieferen sozialen Schichten bezogen.

Sogenannte „Arbeitersiedlungen“, Überbauungen mit Einfamilienhäusern entstanden im Kanton Glarus nur selten mit direktem Bezug zur Industrie. In Niederurnen und Ziegelbrücke sind solche einheitlichen Überbauungen der Firma Caspar Jenny (Ziegelbrücke) weitgehend erhalten geblieben.

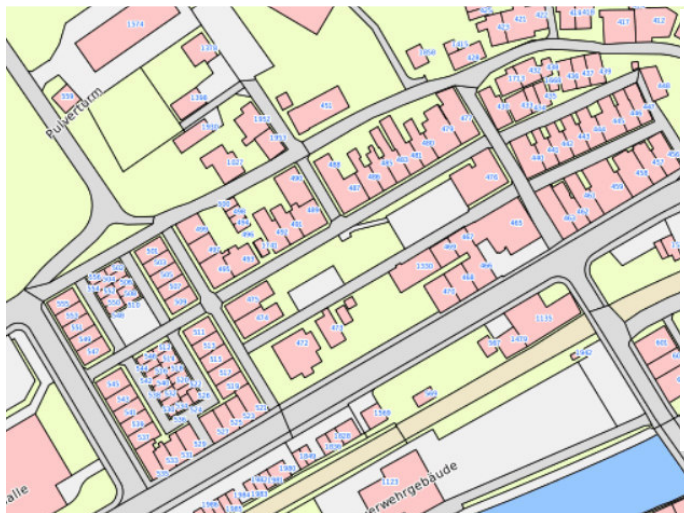


Abb. 144: Schwanden, Grundquartier; Katasterplan.

Die enge Bebauung ist auf Strasse und Platz ausgerichtet. Diese „städtische Bauweise“ prägt die Dorfsichten vor allem in Glarus, Schwanden und Ennenda.



Abb. 145: Rütli, Sätliboden, Kosthaus 1860 (l.) bzw. 1902(r.).

Diese sog. Arbeiterzeilen wurden allerdings nur teilweise von Fabrikarbeitern bewohnt. Der Kauf eines solchen Reihenhauses war vergleichsweise kostspielig, so dass vor allem spezialisierte Handwerker



Abb. 146: Niederurnen, Allmeind.

Die zwölf baugleichen Einfamilienhäuser mit nordseitiger Ökonomie wurden 1893 erstellt.



Abb. 148: Hätzingen, Kreuzgasse.

Das Mädchenheim von 1920 der Firma Hefti & Co. ersetzte als Neubau das vorher dazu genutzte Alte Schulhaus.



Abb. 147: Rüti, Sätliboden, Mädchenheim.

In der 1910 gegründeten Anstalt waren katholische Mädchen untergebracht, die in der Fabrik nebenan arbeiteten.

Spezifische Einrichtungen für die Belegschaft der Fabriken umfassten nicht nur Wohnbauten für ganze Familien, sondern auch gruppenspezifische Unterbringung von Arbeitskräften. In Rüti bestand ab 1865 eine „Industrielle Versorgungsanstalt“ für katholische Mädchen zu Erziehungs- und Arbeitszwecken, die dort von den Ingenbohler Schwestern betreut und unterrichtet wurden. Für diese erbaute die Firma Schuler & Co. 1910 ein neues, stattliches Gebäude. Ab 1954 übernahmen die Schwestern vom Heiligen Kreuz in Menzingen die Leitung des Hauses und betreuten bis zum Ende der Institution 1977 vor allem junge Italienerinnen. So wurden im reformierten Milieu billige Arbeitskräfte eingesetzt, welche ausserhalb der sozialen Gefüge standen.

Eine vergleichbare Einrichtung bestand ab 1900 auch bei der Firma Hefti & Co. in Hätzingen. Die Firma finanzierte zudem eine Kinderkrippe, damit die Kinder der Arbeiterinnen während deren Arbeitszeit betreut werden konnten.

Bauten für Freizeit und Wohlfahrt

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts engagierten sich bedeutende Firmen in der Wohlfahrt und gründeten Fonds für Pensionskassen oder zu karitativen Zwecken. Wohnbauten mit Industriebezug waren meist Gewinn bringend, fallen also nicht in diese Kategorie.



*Abb. 149:
Schwanden,
Therma-Kantine
Erlenhof.*

*1947/48 von
Architekt Hans
Leuzinger entwor-
fen, mit separaten
Speiseräumen für
Arbeiter und An-
gestellte.*

Die Therma AG in Schwanden wurde als Teil des Electrolux-Konzernes noch 2011 –trotz massivem Stellenabbau– von den Arbeitnehmern zum besten Arbeitgeber der Schweiz gewählt. 1947/48 liess das expandierende Unternehmen von Architekt Hans Leuzinger den Erlenhof erbauen, als Personalrestaurant mit Räumen zur Erholung und mit Sitzungszimmern.

Industriebrachen

Etwa um 1900 setzte eine erste Krise der Textilindustrie ein. Nach Jahrzehnten des Wachstums verschwanden Firmen und ihre Gebäude wurden anders genutzt. Für viele Firmen war es ein Vorteil, bereits bestehende Gebäude zu beziehen. So bestehen weite Teile des industriellen Gebäudebestandes im Glarnerland aus Bauten des 19. Jahrhunderts, die entweder in funktioneller Kontinuität seit der Bauzeit stehen oder in teils mehrfacher Umnutzung immer noch Aufgaben im Dienste von Industrie und Gewerbe erfüllen. Dem gegenüber stehen zahlreiche Bauten der industriellen Blütezeit leer und sehen einer düsteren Zukunft entgegen.

Seit etwa der Mitte des 20. Jahrhunderts erscheint es günstiger, für neugegründete Firmen grossflächige eingeschossige Zweckbauten auf der grünen Wiese zu erstellen, als bestehende Bausubstanz umzunutzen. Mit dem Rückgang der traditionellen Industrie stehen ihre Gebäude und ganze Areale leer. Der beste Schutz für die Bausubstanz ist aber die nachhaltige, langfristige Nutzung. Wie für die Gadenlandschaften müssen in Bezug auf das industrielle Erbe Nutzungen gefunden werden, welche konstruktiv interessanten und insbesondere wirtschafts- und sozialhistorisch wertvollen Bauten des langen 19. Jahrhunderts in ihrer landschaftsprägenden Monumentalität für die Zukunft sichern.

Landwirtschaftliche Nutzbauten im Glarnerland

Nutzbauten in der Siedlungslandschaft



Abb. 150: Elm, Steinibach: Tal- und Alpzone gehen ineinander über, nur durch einen schmalen Waldsaum getrennt. Es findet keine gewerbliche oder industrielle Nutzung der Landschaft statt, ausser der Nutzung als Skipiste in den Wintermonaten.

Die Glarner Landwirtschaft wird seit dem 15. Jahrhundert von der Grossviehhaltung dominiert. Aufgrund der Topographie des Tales ist die Bewirtschaftung kleinzonig. Ein Bauer bewirtschaftet mehrere Güter unterschiedlicher Zonen. Bis zum Import von Viehfutter mit der Eisenbahn seit dem Ende des 19. Jahrhunderts waren die landwirt-

schaftlichen Nutzbauten auf die ganzjährige Versorgung des Viehs mit Heu, Emd und Streu ausgerichtet. Anders als in den inneren Alpentälern erfolgte die Bewirtschaftung der oberen Bergzonen meist von der Talzone her; eine Maiensässzone mit vertikaler Migration gab es nur vereinzelt. Das Vieh verbrachte den Sommer auf den Stafeln der Alpzone, den Winter im Tal. Während der Sommermonate wurde das Winterfutter güterweise eingefahren und im Obergeschoss der nahe gelegenen Stallscheunen eingelagert. Der maximale winterliche Viehbestand richtete sich nach der Möglichkeit der Futterproduktion und das Vieh wurde von Stall zu Stall getrieben.



Abb. 151: Linthal Auen, Reitschachen. Giebelständige Stallscheune mit doppelter Blockzange, beidseitig angebaut mit eng liegenden Pfetten.

Diese Wirtschaftsweise erklärt die Verbreitung und Funktion der gebräuchlichsten Stall- und Scheuentypen. Der Gaden, wie der Glarner die Stallscheune nennt, steht in erster Linie direkt im „Güetli“, wo das Winterfutter für die Tiere produziert wird. Verteilung und Proportionen der Gäden entsprechen Gütergrösse und Viehbestand des Besitzers. So entstanden in der kleinzonigen Weidezone ganze „Gadenlandschaften“, welche Rodungstätigkeit und Bewirtschaftung direkt

abbilden. Dabei war jeder Gaden ein Mehrzweckbau und beinhaltete im Erdgeschoss Stellplätze für das Vieh und einen separaten Lagerraum für die Einstreu und Werkzeuge. Misthaufen und Jauchegrube (Güllenstände) waren direkt vorgelagert; das Obergeschoss war dem Viehfutter vorbehalten.



Abb. 152: Diesbach, Oberdorf. Kleinviehstall, einseitig angebaut. Giebelfront im Erdgeschoss mit Block, traufseitig gemauert. Obergeschoss lockerer Block.

Neben der Grossviehhaltung wurde Kleinvieh meist in der Nähe der Menschen gehalten. Insbesondere mit der Frühindustrialisierung seit den 1780er Jahren entwickelte sich eine kleinbäuerlich-industrielle Mischkultur, die weite Teile der Bevölkerung umfasste und die Wirtschaft des 19. und frühen 20. Jahrhundert prägte. Die Haupteinkommensquelle dieser Bevölkerungsschicht war das Einkommen aus Fabrikarbeit, hauptsächlich in der Textilindustrie. Daneben wurde Kleinvieh gehalten. Das Futter musste von ausserhalb der bereits bewirtschafteten Zonen durch „Wildheuen“ eingebracht werden. Die Tiere und das Futter wurden dann in den teils älteren kleinen Ställen innerhalb der Siedlungen oder an deren Rand untergebracht.

Die Konzentration der gewerblichen Landwirtschaft auf die Tal- und Hangzonen bedingte seit ca. 1900 den Bau grösserer Ställe in der Nähe der Wohnbauten. Moderne Laufställe, motorisierte Erntegeräte und Infrastruktur zur Verarbeitung der Milchprodukte beschleunigten den Prozess. Die gewachsene „Gadenlandschaft“ der Berg- und Hangzonen entspricht diesen Anforderungen nicht mehr. Die bis ins 20. Jahrhundert als Kleinviehstallungen genutzten Gebäude in den Siedlungen wurden umgebaut und in Räume für sanitäre Anlagen oder in Garagen für Motorfahrzeuge verwandelt.

“Gadenlandschaften“

In allen drei Gemeinden des Glarnerlandes befinden sich charakteristische Typen von Stallscheunen, die in funktional unterschiedlichem Bautyp und Anordnung die Wirtschafts- und Siedlungsweise abbilden. Während es in den Streusiedlungen der Bergzonen von Glarus Nord nur wenige siedlungsnahen Gäden gibt, sind in Glarus Mitte „Haupt-„ oder „Heimställe“ in unmittelbarer Nähe zum Wohnhaus üblich, wo ein Grossteil des eigenen Viehs überwintert wurde. In Glarus Süd wiederum überlagern sich Tal- und Bergwirtschaftszonen, so dass sich die Funktionen der Gäden zwischen Heimstall, Winterlager und Scheune nicht trennen lassen. Die unterschiedliche topographische Lage der Gäden bestimmt deren Funktion.

Die erarbeiteten Gadenlandschaften sind nicht abschliessend, sondern stehen exemplarisch für weitere Zonen, die durch landwirtschaftliche Nutzbauten massgeblich geprägt wurden. Zahlreiche ehemalige Gadenlandschaften haben durch Umnutzung der Stallscheunen oder durch Überbauung der Umgebung ihren Charakter gewandelt. Die Gebäude selbst stellen aber trotzdem historische und kunsthistorische Zeugen dar, welche die Nutzungsgeschichte der Landschaft dokumentieren.

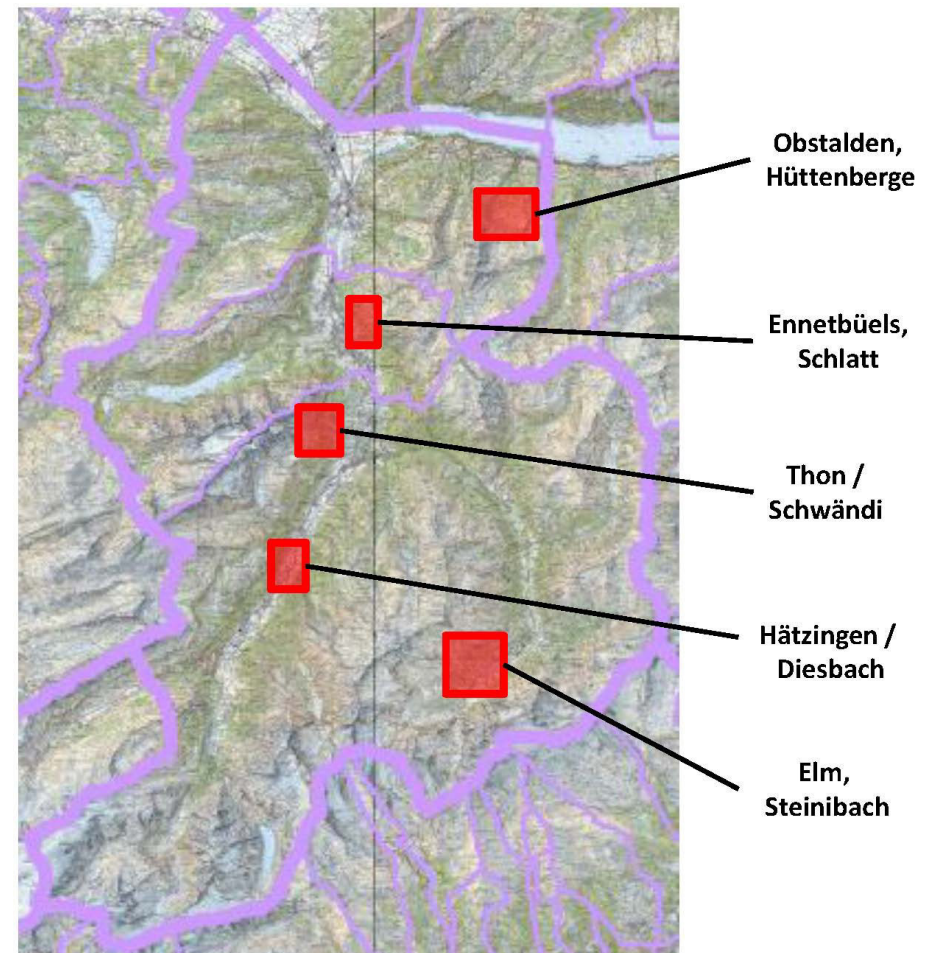


Abb. 153: Verteilung der untersuchten Gadenlandschaften

Elm, Steinibach, Gemeinde Glarus Süd



Abb. 154: Gadenlandschaft Elm, Steinibach, Glarus Süd

Oberhalb des Elmer Weilers Steinibach gehen die wirtschaftliche Tal- und Bergzone ineinander über. Die steilen Berggüter sind mit Ställen unterschiedlicher Bautypen und Funktionen durchsetzt. Auf den etwa 3km² befinden sich rund 100 landwirtschaftliche Nutzbauten. Dazu zählen Heimställe in Steinibach, Stallscheunen der Bergzonen Chlebberg und Bleiggen sowie die Wildheuerhüttli von Hengstboden, Dachsenstein und Bachghaltigen.



Abb. 155: Gadenlandschaft Elm, Steinibach, Oberhus/Chlebberg. Funktional im Tal und topographisch in der Bergzone gelegen.



Abb. 156: Elm, Steinibach, Bachhaltigen, oberer Abschluss der Wirtschaftszone in Steinibach, am Übergang zur Alpzone.

Kleine Heuspeicher an der Alpgrenze zur Nutzung der Heualp Bischof angelegt.

Hätzingen-Diesbach, Gemeinde Glarus Süd



Abb. 157: Gadenlandschaft Hätzingen / Diesbach

Im Loo in Hätzingen und Hinter Zuben Diesbach, auf dem Schwemmkegel der Rüfirus zwischen den Dörfern stehen auf etwa 1km² rund 30 Gäden des 18.-20. Jahrhunderts in Hanglage der Talzone. Die meisten davon stehen noch im landwirtschaftlichen Gebrauch; die zugehörigen Güter sind allerdings kaum mehr durch Le-sesteinmauern oder Hecken voneinander getrennt. Die Gadenlandschaft schliesst in Diesbach Oberdorf unmittelbar an den Ortskern an und vermittelt so die Einheit zwischen Landwirtschaft und Wohnsituation. Die Gäden wurden weitgehend giebelständig zum Tal errichtet und weisen nur teilweise Zugäden auf. Das vermittelt eine landschaftsprägende Einheitlichkeit, welche bei näherer Betrachtung der Bausubstanz einer Vielfalt konstruktiver und funktioneller Details weicht.



Abb. 158: Hätzingen, Loo, Gadenlandschaft.

Thon/Schwändi, Gemeinde Glarus Süd



Abb. 159: Gadenlandschaft Thon / Schwändi

Das Thon in Schwanden ist eine Siedlungs- und Wirtschaftszone, die in ihrem Charakter noch frühneuzeitlich geprägt ist. Entsprechend kleinräumig ist die intakte landschaftliche Umgebung geprägt. Auf dem Schuttkegel der Guppenrunse sind die Güetli mehrheitlich von Trockenmauern und Hecken umschlossen und mit Obstbäumen durchsetzt. Die Gäden des 18.-20. Jahrhunderts erfüllen nur noch teilweise ihre ursprüngliche Funktion als Wechselställe. Im Enneteggen ist die grosse „Geissenstadt“ vom Wald zurückerobert worden. Typologisch ist die Gadenlandschaft um das Thon variantenreich und dicht: auf ca. 1km² stehen rund 50 Gäden.



Abb. 160: Schwanden, Thon/Schwändi, Überblick von Ranggelen in Richtung Thon.

Ennetbüels, Schlatt, Gemeinde Glarus

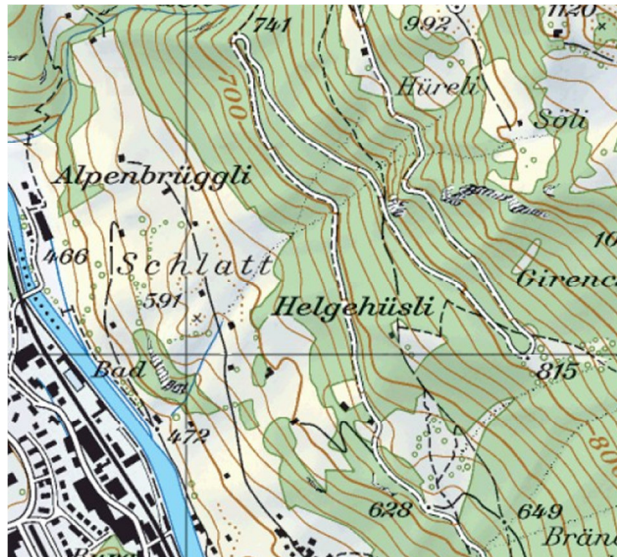


Abb. 161: Gadenlandschaft Ennetbüels, Schlatt

Zwischen Ennetbüels und dem Abbaugelände der Kalkfabrik Netstal befinden sich auf der Geländeterrasse von Schlatt auf rund 0.5 km² rund 15 Ställe des 17. bis 20. Jahrhunderts. Diese Gadenlandschaft wurde von Jost Hösli 1983 exemplarisch ausgewählt, um die Bedeutung und typologische Varianz der Gäden darzustellen



Abb. 162: Ennetbüels, Schlatt. Überblick Alpenbrüggli in Richtung Chalhügel Netstal.



Abb. 163: Ennetbüels, Schlatt. Z' Oberschte Gade, zweite Hälfte 17. Jh.

Seltener traufständiger Typ mit Doppelzange an der Giebelfront und weit überstehenden Blöcken südseitig als Wind- und Wetterschutz. 2015 zerfallen.

Obstalden, Hüttenberge, Gemeinde Glarus Nord

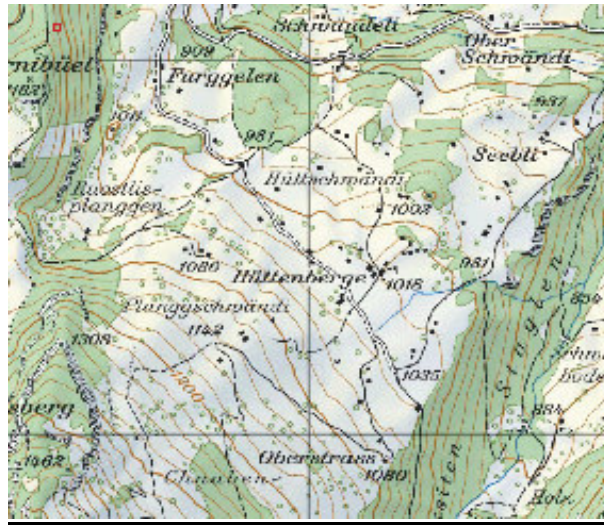


Abb. 164: Gadenlandschaft und Streusiedlung Hüttenberge bei Obstalden



Abb. 166: Gadenlandschaft Beglingen/Britteren ob Mollis.

Hier ist die horizontale Geländestufung besonders gut sichtbar.

Die Bergzonen zwischen Mollis und Mühlehorn weisen dieselbe Exposition und Höhe auf wie die Lagen im benachbarten Sarganserland. Konstruktion und Anordnung der Gebäudeteile sind dort ähnlich. Die Bergzone gliedert sich entlang des Walensees in einige sichtbar getrennte horizontale Stufen, im Tal liegt einzig Mühlehorn. Typisch für Glarus Nord und seine Gadenlandschaften sind die konstruktive Orientierung an den Nachbarregionen und die Bewirtschaftung der Bergzonen als Streusiedlung. In den Hüttenbergen oberhalb Obstalden herrschen traufständige Stallscheunen vor, die oft über eine zusätzliche traufseitige Laube und vertikale Schalung, manchmal Verschindelung verfügen.

Einraumhäuser und Kleinhäuser sind in den oberen Zonen als Begleiter der Stallscheunen häufig anzutreffen.



Abb. 165: Obstalden, Hüttenberg 11. Traufständiger Gaden mit teilweise gemauertem Sockel

Konstruktive Merkmale

Orientierung und Ausrichtung

Die überwiegende Zahl der Gaden ist unabhängig von der Grösse mit der Giebelseite zum Tal orientiert. Die Erschliessung der Stallräume im Erdgeschoss erfolgt durch Türöffnungen in der talseitigen Giebelfassade, während der Heuraum durch Öffnungen in der hangseitigen Giebelfassade erschlossen wird. Bei einer kleineren Gruppe von Bauten sind die Ställe quer zum First angeordnet und über traufseitige Türöffnungen erschlossen. Die Mehrzahl dieser Bauten steht in flacherem Gelände oder auf Geländeterrassen und verfügt über mehr als einen Stall. Der Zugang zum Obergeschoss erfolgt von der Giebelseite oder, bei den zum Tal traufständigen Bauten, oft auch durch die hangseitige Trauffassade.



Abb. 167: Ennenda, Hinterer Ennetberg. Giebelständiger Gaden mit beidseitiger Erweiterung des Heubodens im Obergeschoss. Im Erdgeschoss giebelseitig Block, traufseitig gemauert; eine jüngere Blockzange.



Abb. 168: Engi, Gufel. Seltenes Beispiel eines trauforientierten Stalls am Hang. Steht auf gemauertem Sockel, sonst rundum sauberer Block in EG und OG. Traufseitige Laube.



Abb. 169: Luchsingen, Schwändenen. Traufständiger Gaden mit weit_vorkragender Dachkonstruktion.

Raumordnung

Die grösseren Gaden verfügen mehrheitlich über einen oder mehrere Zugaden. Zugaden sind im Unterschied zu den Anbauten Teil der ursprünglichen Grundrissdisposition des Erdgeschosses. Meist handelt es sich um einen kleineren abgetrennten Stallteil, der meist traufseitig als Längszone, in einigen Fällen auch giebelseitig als Querzone an den Hauptraum anschliesst. Für das Obergeschoss der Bauten mit traufseitigen Zugaden lassen sich zwei wichtige Grundrissdispositionen unterscheiden: a) Der Heuraum erstreckt sich über den Zugaden b) Der Zugaden ist durch die Blockwand vom Heuraum abgetrennt und in diesem Fall meist mit Brettern verschalt.



Abb. 170: Hätzingen, Waldstrasse/Loo. Giebelständiger Gaden, einseitig angebaut mit einfacher Blockzange. EG gemauert, OG mit lockerem Block. Regelmässige Pfettenlage.



Abb. 171: Diesbach, Schluchen. Kleiner Doppelstall, für zwei Parteien, ohne Zugäden.

Die Ausrichtung des traufseitigen Zugadens ist uneinheitlich, wohingegen die querzonigen Zugaden immer an der Hangseite zu finden sind. Bei den traufseitigen Zugaden mit abgetrenntem Raum im Obergeschoss lässt sich eine Häufung in der Exposition feststellen. Grund für die bevorzugte Ausrichtung nach West über Nord bis Nord-Ost ist mutmasslich der verbesserte Wetterschutz des Heuraums durch das heruntergezogene, einhüftige Satteldach bzw. die Traufwand des Zugadens.

Konstruktion des Erdgeschosses

Ungefähr die Hälfte der untersuchten Gaden weist ein massiv gemauertes Erdgeschoss auf. Die Mauern umschliessen dabei meist Stall und Zugaden, der meist durch eine Binnenwand in Holzbauweise vom Hauptstall abgetrennt wird. Fast ebenso häufig wie das massive Erdgeschoss, ist eine Mischkonstruktion aus massivem Mauerwerk gegen die Hangseite und als Kantholzblock an der talseitigen Fassade.



Abb. 172: Elm Obmoos, datiert 1687. Giebelständig, eine Blockzange mit dreifachem Bohlen-schluss. Steht auf gemauerten Sockel. EG ganz in Kantholzblock-technik, OG gekatzt. Einseitig angebaut. Rückwärtiger Eingang zum Heuboden. Enge Pfettenlage.

Reine Holzkonstruktionen sind nur wenige und aus der Talzone bekannt. Auch bei den überwiegend aus Holz konstruierten Beispielen ist mehrheitlich ein vollständig gemauerter oder zumindest ein niedriger Sockel vorhanden.⁶



Abb. 173: Elm Berg: Breiter giebelorientierter Doppelgaden mit unterteiltem EG und Stallteil. Regelmässige, enge Pfettenlage. EG giebelseitig mit Block, Rest gemauert.

Wie bei den Wohnhäusern gab es auch bei den Gäden symmetrische Konstruktionen für zwei Parteien. Diese „Doppelgäden“ zeichnen sich im Erdgeschoss durch zwei Viehstände und im Obergeschoss durch firstgeteilte Heuräume aus.



Abb. 174: Bilten Hämmerliberg. Das Erdgeschoss ist vollständig gemauert; wetterseitig wurde ein Schindelschirm angebracht.

⁶ Vgl. Furrer 1994, S. 384-385.

Konstruktion der Obergeschosse

Die überwiegende Anzahl der Gaden sind in Blockbauweise aus Kanthölzern, Rundhölzern oder Hälblingen errichtet. Dafür wurden Fichtenstämme ab 12 cm Durchmesser verwendet, die teilweise gegeneinander zulaufend verkämmt oder verschränkt werden. Hartholz wurde nicht verbaut.

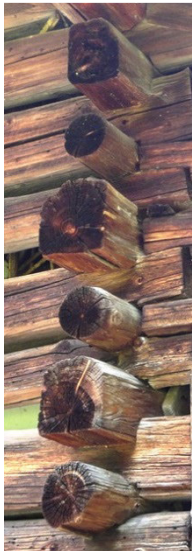


Abb. 175: Betschwanden, Winkel. „Gwettstrick“ als Konstruktionsart des Obergeschosses. Die zugehauenen Balken werden abwechselnd zulaufend aufgeschichtet.

Im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jh. hat die Holzgerüstkonstruktion an Bedeutung gewonnen. Die Bauten mit Holzgerüst sind mehrheitlich mit Brettern verschalt oder zeigen Ausfachungen mit meist diagonal angeordneten, verzapften Kanthölzern. Sehr selten sind die Bauten mit horizontal angeordneten, eingezapften Kanthölzern oder Bohlen. Eine Konstruktionsweise, die vor allem für Regionen mit traditionell vielen Fachwerkbauten typisch ist.



Abb. 176: Ennetbüels, Ennetbüels. Ständerkonstruktion mit eingelegten Querbalken.

Um die Balken zu schützen, wurde wetterseitig oft eine Bretterverschalung angebracht, die vor allem im frühen 20. Jahrhundert dekorativ ausgestaltet werden konnte.



Abb. 177: Matt, Hinterer Stalden. Ständerkonstruktion mit Bretterverschalung und modernem Innenausbau.

Blockzangen

Im Wohnhausbau dienen die Binnenwände der Aussteifung des Blockbaus. Da die grossen Heuräume in der Regel keine Unterteilung haben, müssen die Wände mit sogenannten Blockzangen ausgesteift werden. Blockzangen bestehen aus zwei vertikalen Schwertkeilen, die innen bzw. aussen an der Wand angebracht sind und durch Querspangen (Zungen) aus Metall oder Holz verbunden sind oder von Blockschlössern schellenartig umschlossen werden.



Abb. 178: Matt, Auen. Giebelständige Stallscheune mit zwei Blockzangen und dreifachem Bohlenschloss. Im Erdgeschoss Kant-holzblock giebelseitig, behauene Rundhölzer traufseitig. Wohl 16./17. Jh.

Unabhängig von der Blockzangenart (Holz- bzw. Metallbolzen oder Bohlenschloss) hängt die Anzahl der Blockzangen in der geschlossenen Wand von der Länge und Höhe der auszusteifenden Wand ab. Wandöffnungen bedingen eine zusätzliche Aussteifung der Wand, weshalb fast alle Fassaden mit Öffnungen mehrere Blockzangen aufweisen. Zusammenfassend lässt sich festhalten: Bauten mit zwei Blockzangen in der geschlossenen Wand sind eher die Ausnahme.



Abb. 179: Elm Maienboden. Holzernes Bohlenschloss der Blockzange.

Gründe für eine zusätzliche Aussteifung sind entweder eine Wandlänge von mehr als ca. 8 m, eine grosse Wandhöhe oder sehr grosse Abstände (Lüftungsschlitze) zwischen den Balkenlagen. Sobald die Balken mit Öffnungen für Fenster oder Türen versehen werden, braucht es eher Blockzangen.

Dachkonstruktionen

Zahlreichen Bauten zeigen dicht aneinandergereihte Pfetten, die auf den gestuft ausgeführten Blockkränzen aufliegen. Diese sogenannten Blockdächer waren ursprünglich ohne Rafen mit grossen Legeschindeln oder mit dünnen Schieferplatten bedeckt. Die heute mehrheitlich (ausser in Einzelfällen bei Deckung mit Wellblech, bzw. Welleternit) zu beobachtenden Rafendächer sind sekundär im Zusammenhang mit dem Ersatz der Schindeldeckung durch Ziegel oder Eternit entstanden.

Legeschindeln und Schieferplatten waren unterhaltsintensiv und wurden deshalb im 20. Jahrhundert durch Blech-, Wellblech- oder Eternitdeckung ersetzt. Teilweise blieben sie unter der neueren Schicht erhalten, weil sie nicht entfernt wurden. Ziegeleindeckungen bedingen eine steilere Dachneigung und werden erst seit dem 19. Jahrhundert eingesetzt.



Abb. 180: Elm, Jetzberg. Eng liegende Pfetten (Chatzbäume) eines breiten Doppelstalls mit firstteilender Binnenlängswand. Dachhaut modern.



Abb. 181: Matt, Auen. Frei liegendes Schieferplattendach.



Abb. 182: Näfelsberg, Twing: Unterdach aus Legeschindeln und Überdachung aus Eternit..

Lauben

Trauf- oder giebelseitig kann eine Laube angebracht sein. Teilweise wird aber einfach der Dachüberstand so gewählt, dass die Lagerung von Material der Wand entlang möglich ist.



Abb. 183: Leuggelbach, Dorf.
Verlängerter Balken als Ablage für Dachlatten.
Neue Wellblechdeckung auf alten Rafer.

Herrengaden und Stübli

Begüterte Familien begannen Ende des 18. Jahrhunderts, ihre Gärten mit herrschaftlichen Bauelementen auszuschnücken. Im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wurden „Stübli“ für Kurzaufenthalte der Besitzer eingebaut, die nichts mehr mit der Landwirtschaft zu tun hatten.



Abb. 184: Schwanden, Thon, Pferdestall zum Oberen Blumerhaus.



Abb. 185: Ennenda, Ennetbüels, südseitig eingebautes Herrenstübli.

Fabrikgüter und Fabrikställe

Zahlreiche Fabriken wuchsen aus landwirtschaftlichen Betrieben heraus und ihre Besitzer waren bemüht, diese Wurzeln sichtbar zu halten und als Musterbetriebe zu präsentieren. Dabei musste auch nach der Einführung der Eisenbahn 1879 noch auf die Transportbedürfnisse der Industrie eingegangen werden. Die Ställe dienten der Unterbringung von Pferden und Wagen, später Lastwagen der Textilfabriken. Die Wohnhäuser der Fabrikanten verfügten über separate Stallungen.



Abb. 186: Linthal, Schürstrasse. Musterhof zur Spinnerei Kunz, vor 1900.



Abb. 187: Hätzingen, Weberei Hefti. Pferdestallungen, später Lastwagenremise.

Allmendgäden



Abb. 188: Linthal, Ennetlinth, Allmendgaden. Erdgeschoss gemauert, Obergeschoss als Ständerkonstruktion.

Die Allmenden waren Gemeingut der Tagwenbürger. Hier wurde, der Nutzung entsprechend, ein spezieller Bautyp angewendet: das Erdgeschoss war stets ganz gemauert, dafür fehlt die sonst übliche Heubücke. Die Ställe wurden im Frühling und Herbst vom Vieh der Tagwengenossen genutzt, wenn die umliegenden Wiesen beweidet wurden und gleichen in ihrer Konstruktion den (meist jüngeren) Viehställen der unteren Alpstafel.

Geissgäden

Die Ziege als „Kuh des armen Mannes“ wurde in der Nähe der Siedlungen gehalten und meist von Kindern zur Weide geführt. Die Geissen wurden in speziellen kleinen Ställen in der Nähe der Geissgasse untergebracht. Die Geissgasse diente dem sicheren Auftrieb bis zur Weide, um Verbisse zu verhindern.



Abb. 189: Elm, Schwändi. Die Ziegenställe wurden nach einem Lawinnieder-gang wieder auf-gebaut. Oben anschliessend die Geissgasse, durch welche die Ziegen ohne auf dem Weg Verbiss anzurichten ins Weidegebiet gelangten.



Abb. 190: Matt, Krauch, Zie- genställe am Krauchbach, an der Geissgasse zum Krauchtal.

Schweineställe

Die Schweineställe sind heute vollständig vom Talboden verschwunden. Der letzte frei stehende Schweinestall der Talzone wurde 2013 abgerissen. Es handelte sich um einen ca. 3x3m grossen gezinkten Block mit Schieferdeckung aus dem 19. Jahrhundert.



Abb. 191: Matt, Auen. Gezinkter Block auf gemau-ertem Sockel. Mit zwei Stallabteilen und Schieferplat-tendeckung. 2013 abgebrochen.

Stiggelschopf

Zur Trocknung des Heus auf den Wiesen wurden seit Mitte des 19. Jahrhunderts Tristenschöber errichtet. Der „Stiggel“ hält die Heustriste aufrecht und wird nebst weiteren Gerätschaften direkt auf den Wiesen gelagert.



Abb. 192: Elm, Äschen. Stiggelschopf auf dem Bergsturzkegel von 1881.

Wildheuerhüttli

Ursprünglich wurden die Wildheuerhüttli nur dazu genutzt, das im Sommer eingebrachte Wildheu zu lagern, um es im Winter auf Schlitzen ins Tal zu fahren. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurden aber einzelne Hütten mit primitiven Koch- und Schlafstellen ausgerüstet. Es entstanden kleine Dörfchen in den oberen Waldzonen, die heute kaum noch genutzt und in ihrer Substanz akut bedroht sind.



Abb. 193: Elm, Steinibach, Bachghaltigen. Wildheuerhüttli mit rudimentären Wohnbauten und Speichern für Wildheu.

Die Siedlung liegt im Waldsaum knapp unterhalb der Heualp Bischof.

Sennhütten

Die Verarbeitung der Milch erfolgte im Sommer auf den Alpen. Für den Winter bestanden sowohl kommunale Milchverarbeitungsbetriebe (Milchzentralen) als auch kleine private Käsereien. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein wurde allerdings nur wenig Vieh überwintert; so viel als möglich wurde im Herbst herdenweise verkauft.



Abb. 194:
Schwanden, Thon,
Täniberg, Senn-
hütte mit Innen-
ausstattung. Gie-
belseitige Bruch-
steinausfachung
der Ständerkon-
struktion; traufsei-
tige Bretterver-
schalung.

Wasserreservoir

Wasserspeicher, sogenannte Reservoirs entstanden Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Einführung öffentlicher Wasserleitungen in Privathäuser. Sie wurden oberhalb der Gemeinden angelegt, um über das Gefälle einen stabilen Leitungsdruck halten zu können.



Abb. 195:
Schwanden, Thon,
Ennedeggen:
Wasserreservoir.



Abb. 196: Sool.
Unterdorf. Lösch-
wasserspeicher.

Erdspeicher

Erdkeller dienten zur Lagerung von Lebensmittel bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts dort, wo die Wohnhäuser nicht oder nur teilweise unterkellert waren. Lebensmittel wie Käse oder Kartoffeln konnten in erdfuchten Kellern am besten gelagert werden. Die Keller verfügen über ein steinernes Gewölbe und sind meist leicht eingetieft, um die kühle Luft im Keller zu halten.



Abb. 197: Matt, Weid. Erdkeller, in den Hang hinein gegraben.



Abb. 198: Diesbach, Oberdorf. Zigerspeicher. Der Kantholzblock ist bis ins erste Obergeschoss durchgehend. Türe und Treppe sind bauzeitlich (17. Jh.)

Zigerspeicher

Die Verarbeitung des Schabzigers fand früher in den Dörfern (Zigerriibi) statt. Zur Reifung des Zigers wurden kleine zweistöckige Speicher genutzt, die im oberen Geschoss über einen trockenen Lagerraum verfügten.

Milch- und Käsespeicher

Im Gegensatz zu Erdkellern waren eigens erstellte Milch- oder Käsespeicher aufgemauert, in Holz oder Mischkonstruktion erstellt. Teilweise verfügten sie sogar über eine Kühlung durch fließendes Wasser wie auf der Wüstung Bergeten bei Braunwald.

In der Regel liegen bei eingeschossigen Speichern die Pfetten direkt auf der Mauer auf, Zwischenpfetten sind eher selten.



Abb. 199: Braunwald, Führl. Über dem gemauerten Sockelgeschoss ein Balkengefüge.



Abb. 200: Elm, Steinibach. Milch- und Käsespeicher



Abb. 201: Mitlödi, Heizi. Milch- bzw. Käsespeicher.

Öffentliche Speicherbauten

In der Nachkriegszeit ersetzten öffentliche Kühlhäuser mit Mietfächern die kommunalen Eis- und Bierkeller, bevor sich in den Wohnungen individuelle Kühlschränke durchsetzen konnten.



Abb. 202: Mitlödi, Kreuzgasse. Öffentliches Kühlhaus mit Mietfächern.

2015 abgebrannt.

Bibliographie

Ammann 1949

Hektor Ammann, Die Talschaftshauptorte der Innerschweiz in der mittelalterlichen Wirtschaft, in: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz 102/1949, S. 105-144.

Arbeiterwohnungen 1886

Freistehende Arbeiterwohnungen auf dem Lande, in: Schweizerische Bauzeitung 7/8,1/1886, S. 3-4.

Arx/Davatz/Rohr

Rolf von Arx/Jürg Davatz/August Rohr, Industriekultur im Kanton Glarus. Streifzüge durch 250 Jahre Geschichte und Architektur, Glarus 2005.

Bieri/Klee/Moser 2012

Anette Bieri, Doris Klee, Brigitte Moser, Haus und Holz im schweizerischen Kanton Zug, in: Holzbau in Mittelalter und Neuzeit. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 24, 2012, S. 199-208.

Brunner 1982

Christoph H. Brunner, Vom Grundstein zum Schlussstein. Bruchsteine einer «Baugeschichte» der Kantonsschule Glarus, Schwanden 1982.

Chastel 1986

André Chastel, La notion de patrimoine, in: Les lieux de mémoire, Pierre Nora (Hg.), II. La Nation, Paris 1986, S. 405-450.

Crettaz-Stürzel 2005

Elisabeth Crettaz-Stürzel, Heimatstil. Reformarchitektur in der Schweiz 1896-1914, 2 Bde., Frauenfeld 2005.

Davatz/Pantli 1996

Jürg Davatz, Heinz Pantli, Das Haus „Hoschet“ von 1545 in Schwanden. Geschichtliches, Restaurierungsbericht und kunstgeschichtliche Würdigung, in: Neujahrsbote für das Glarner Hinterland 30/1996, S. 7-60.

Descoedres 2003

Georges Descoedres, Das Haus Nideröst in Schwyz und das Problem der Versetzung von Häusern, in: Benno Furrer (Hg.), Kulturaustausch im ländlichen Hausbau. Inneralpin und Transalpin, Petersberg 2003, S. 29-38.

Descoedres 2007

Georges Descoedres, Herrenhäuser aus Holz, Eine mittelalterliche Wohnbaugruppe in der Innerschweiz, Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 34, Basel 2007.

Doerfel 2007

Christine Doerfel (bearb.), Historische Verkehrswege im Kanton Glarus, (Kantonshft IVS), Bern 2007.

Dörfel 1999

Christine Dörfel, IVS SZ 30 (Linth-Zürichsee), 1999.

El-Wakil 2011

Leïla El-Wakil, Bâtir la campagne. Genève 1800-1860, Genève 1988. Stadt Zürich (Hg.), Zürcher Baumeisterhäuser: Zeugen einer wachsenden Stadt. Verkannte Architektur aus dem 19. Jahrhundert, Zürich 2011.

Empfangsgebäude 1969

Empfangsgebäude der Firma F. Knobel & Co. Ennenda GL: Architekten Jakob Zweifel und Willi Marti, in: Das Werk 56,2/1969, S. 101.

Eternit AG 1953

Die Eternit AG. Niederurnen 1903 bis 1953, in: Schweizerische Bauzeitung 71, 38/1953, S. 556-557.

Eternit-Asbestzement 1955

Eternit-Asbestzement und der Siedlungs- und soziale Wohnbau, in: Das Wohnen 30,7/1955, S. 247-252.

Furrer 2002

Benno Furrer, Bohlen- und Bohlen-Balken-Decken in Bauernhäusern der Voralpen und Alpen. Schöner wohnen mit Bohlen und Balken, in: Hausbau im Alpenraum, Bohlenstuben und Innenräume, Jahrbuch für Hausforschung 51, Marburg 2002, S. 29-38.

GSK 1982

Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (Hg.), INSA, Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850-1920, Bd. 4, (Glarus), Bern 1982.

Glarner Architekturforum 2011

Glarner Architekturforum, Judith Gessler, Hansruedi Marti, Rahel Marti (Hg.), Verborgene, vertraute. Architektur im Kanton Glarus von 1900 bis heute, Glarus 2011.

Glarner Heimatschutz 2008

Glarner Heimatschutz (Hg.), *Heimat – Heimatkunde – Heimatschutz*, Glarus 2008.

Gschwend 1965

Max Gschwend, Köpfe und Fratzen an schweizerischen Bauernhäusern, in: Carl A. Schmitz, Robert Wildhaber (Hgg.), Festschrift Alfred Bühler, Basel 1965, S. 139-170.

Hauser 2001

Andreas Hauser, Das öffentliche Bauwesen im Kanton Zürich, Das Kantonale Bauamt, Zürich 2001.

Helfenberger 2013

Marianne Helfenberger, Das Schulhaus als geheimer Miterzieher. Normative Debatten in der Schweiz 1830-1930, Bern 2013.

Hering-Mitgau 2010

Mane Hering-Mitgau, Farbige Fassaden. Die historische Putzfassung, Steinfarbigkeit und Architekturbemalung in der Schweiz, Frauenfeld 2010.

Heyer 1980

Hans-Rudolf Heyer, Historische Gärten der Schweiz, Bern 1980.

Hösli 1983

Jost Hösli, Die Bauernhäuser des Kantons Glarus, Basel 1983.

Huwylar 1997

Edwin Huwylar, Die Wohnstube – Wohnen im Innerschweizer Bauernhaus seit dem Spätmittelalter, in: Jahrbuch für Hausforschung 45, Marburg 1997, S. 61-70.

Industriebrachen 2013

Kanton Glarus, Kontaktstelle für Wirtschaft, Andreas Fäh (bearb.), Industriebrachen im Kanton Glarus. Stand 07/2013, URL 3.01.2014: http://www.glarus.ch/documents/Industriebrachen_GL_07_2013.pdf.

Jenny-Trümpi 1919

Adolf Jenny-Trümpi, Alte Fabrikanlagen im Glarnerland, in: Heimatschutz 6/1919, S. 121-127.

Kamm 2010

Rolf Kamm, Glarus zwischen Habsburg und Zürich, Baden 2010.

Kamm 2010

Rolf Kamm, Glarner Burgen, in: Mittelalter 15, 2/2010, S. 49-61.

Knüsli 1972

Enrico Knüsli, «Das Haus "zum Sunnezyt" in Diesbach», in: Neujahrsbote für das Glarner Hinterland 6/1972, S. 7-29.

Kupper 1984

Rudolf Hermann Kupper, Fabrikbauten in der Schweiz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, Diss. Zürich, 1984.

Lauterbach 2012

Iris Lauterbach, Der europäische Landschaftsgarten, ca. 1710–1800, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte, Mainz 2012, URL vom 20.01.2014: <http://www.ieg-ego.eu/lauterbachi-2012-de>.

Leuzinger 1952

Hans Leuzinger, Das Glarnerland. Ein Heimatschutzbüchlein, Glarus 1952.

Leuzinger 1966

Hans Leuzinger, Siedlungs- und Bauformen des Glarnerlandes, in: JHVG 61/1966, S. 43-54.

Luley 2000

Michael Luley, Eine kleine Geschichte des deutschen Schulbaus. Vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Frankfurt 2000.

Maise 2003

Christian Maise, Vormittelalterliche Holzbautechnik im Alpenraum, in: Benno Furrer (Hg.), Kulturaustausch im ländlichen Hausbau. Inneralpin und Transalpin, Petersberg 2003, S. 17-28.

Marti 2011

Reto Marti, Grubenhaus bis Wohnturm, in: Siedlungsbefunde und Fundkomplexe der Zeit zwischen 800 und 1350. Akten des Kolloquiums zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz, Frauenfeld 28.-29.10.2010, Basel 2011. URL vom 10.12.2013: <http://www.burgerverein.ch/publikationen/pdf/01%20Kolloquium%20SPM%20VII%2072dpi.pdf>, S. 11-22.

Marti-Weissenbach 2010

Karin Marti-Weissenbach, Mollis. Ein Dorf in Geschichten und Bildern, Glarus 2010.

Meier/Bucher 2010

Christine Meier/Annemarie Bucher, Die zukünftige Landschaft erinnern. Eine Fallstudie zu Landschaft, Landschaftsbewusstsein und landschaftlicher Identität in Glarus Süd, Bern 2010.

Meyer 1981

Werner Meyer, Burgen der Schweiz, Bd.1, Zürich 1981, S. 74-79.

Meyer

Werner Meyer, Die mittelalterlichen Burgen und Wehranlagen des Kantons Glarus, in: JHVG 65, S. 192-242.

Meyer 1973

Werner Meyer, Grabungsbericht, in: Werner Geiser (Hg.), Bergeten ob Braunwald. Ein archäologischer Beitrag zur Geschichte des alpinen Hirtentums, Basel 1973, S. 52-72.

Nerdinger 2008

Winfried Nerdinger, Emanuel Christ, Christoph Gantenbein und Max Dudler, Bauen – Sammeln – Zeigen. Architekturvorträge der ETH Zürich 6, Zürich 2008.

Pantli 1993/1994

Heinz Pantli, Gemeinde Schwanden, Kanton Glarus, Baugeschichtliche Untersuchungen am Kreuzplatz (IBID 1993/1994).

Pantli/Tiziani/Winzeler 1993/1994

Heinz Pantli/Andrea Tiziani/Marius Winzeler, Gemeinde Schwanden, Haus Schmid, Zusammenfassender Bericht der Inventarisierung und baugeschichtlichen Voruntersuchung (IBID 1993/94).

Pantli/Wullschleger/Tiziani 2000

Heinz Pantli/Elsbeth Wullschleger/Marco Tiziani, Schwanden, Wohnhaus Blumer im Thon 12, Dokumentation des baulichen Bestandes und baugeschichtliche Interpretation (IBID 2000).

Pantli/Roth 2000

Heinz Pantli/Steffen Roth, Glarus, Eichenstrasse 18/20, Bauhistorische Untersuchung (IBID 2000).

Pantli/Speich 2013

Heinz Pantli/Seinrich Speich, Besiedlungsgeschichte des Glarnerlandes, in: JHVG 93/2013.

Reicke 1995

Daniel Reicke, «von starken und grossen flüejen». Eine Untersuchung zu Megalith- und Buckelquader-Mauerwerk an Burgtürmen im Gebiet zwischen Alpen und Rhein, Basel 1995.

Renfer

Christian Renfer, Zur Regionalisierung der Hauslandschaft im Kanton Zürich im 16. Jahrhundert, in: Hausbau im Mittelalter Bd. 3, S. 419-474.

Renfer 1991

Christian Renfer, Dachgerüst und Dachgestalt als Ausdruck frühneuzeitlicher Hausformentwicklung im schweizerischen Mittelland und Voralpengebiet, in: Zur Bauforschung über Spätmittelalter und frühe Neuzeit. Berichte zur Haus- und Bauforschung 1, Marburg 1991, S. 263-286.

Renz 2003

Kerstin Renz, Philipp Jakob Manz (1861-1936), Industriearchitekt und Unternehmer, Diss. Stuttgart 2003.

Ruppen 1979

Walter Ruppen, Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis II, Untergoms, Die ehemalige Grosspfarre Ernen, Basel 1979.

Schelbert 1981

Urspeter Schelbert, Elm und seine Schieferbrüche, in: Neujahrsbote für das Glarner Hinterland 15/1981, S. 54-107.

Schubert 2003

Ingrid A. Schubert, »... und er gestaltete überdies all die ausgedehnten Parks und Gärten in der Umgebung dieser blühenden Stadt.« in: Joseph Ramée. Gartenkunst, Architektur und Dekoration. Ein internationaler Baukünstler des Klassizismus, München 2003, S. 37-59.

Schweizer Heimatschutz 2011

Schweizer Heimatschutz, 40 Wakkerpreise 1972-2011, Zürich 2011.

Speich 2008

Heinrich Speich, Beziehungen zwischen Schwyz und Glarus. Miteinander und Gegeneinander zweier eidgenössischer Länderorte in Grenzkonflikten und Gemeinen Herrschaften während des späten Mittelalters, Lizentiatsarbeit Universität Freiburg/Schweiz (2008).

Steinmann 1982

Martin Steinmann, Arbeiterdörfer. Zum Wohnungsbau für Arbeiter im späteren 19. Jahrhundert, in: Unsere Kunstdenkmäler 32,4/1982, S. 463-474.

Thiessing 1957

Frank C. Thiessing, Einige Zeugnisse von den Anfängen der Baumwollfabrikation im Lande Glarus, nebst einer kleineren Geschichte der Firma Legler & Cie. In Diesbach zu ihrem hundertjährigen Bestehen im Jahre 1957.

Untermann 2009

Matthias Untermann, Handbuch der mittelalterlichen Architektur, Darmstadt 2009.

Vorindustrieller Holzbau 2012

Vorindustrieller Holzbau in Südwestdeutschland und der deutschsprachigen Schweiz. Terminologie und Systematik, Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung (Sonderband), Esslingen 2012.

Waldschlössli 1920

Das Waldschlössli bei Glarus: erbaut 1913 durch Streiff & Schindler, Architekten in Zürich in: Schweizerische Bauzeitung, 76/1920, S. 84-85.

Walter 1996

Philipp Walter, PTT-Baukultur – gestern – heute – morgen. Architekturbeispiele von Post und Telecom seit 1848 bis heute, Bern 1996.

Weiss 1959

Richard Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz, Erlenbach 1959.

Widmer 2003

Ambrosius J. R. Widmer, Eichenstrasse 20, 8750 Glarus, Bauhistorische Beobachtungen während den Restaurierungsarbeiten (IBID 2003).

Widmer 2002/2003

Ambrosius Widmer, Tolderhaus Näfels/GL. Restaurierungsdokumentation der Konstruktionen in Holz, Juli 2002 bis Mai 2003.

Wiedenau 1983

Anita Wiedenau, Katalog der romanischen Wohnbauten in westdeutschen Städten und Siedlungen, Das deutsche Bürgerhaus XXXIV, Tübingen 1983.

Wild 2012

Werner Wild, Dendrodatierte Baubefunde aus Burgen der Schweiz. Ein Überblick mit Fokussierung auf die hölzernen Obergeschosse, in: Holzbau in Mittelalter und Neuzeit. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 24, 2012, S. 251-260.

Winteler 1931

Jakob Winteler, Einweihung des Gesellschaftshauses Ennenda, in: Neue Glarner Zeitung, 75/133, Sondernummer vom 12.03.1931, S. 1-6.

Wohlfahrtshaus1949

Wohlfahrtshaus der Therma AG., Schwanden: Hans Leuzinger, Architekt BSA, Zürich, in: Das Werk 36/1949, S. 144

